

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 88

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Norbert Johannimloh Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort von
Robert Peters und Elmar Schilling



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 88

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln, und in
Verbindung mit der Literaturkommission
für Westfalen
von Walter Gödden

Band 88

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei ge-
bleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

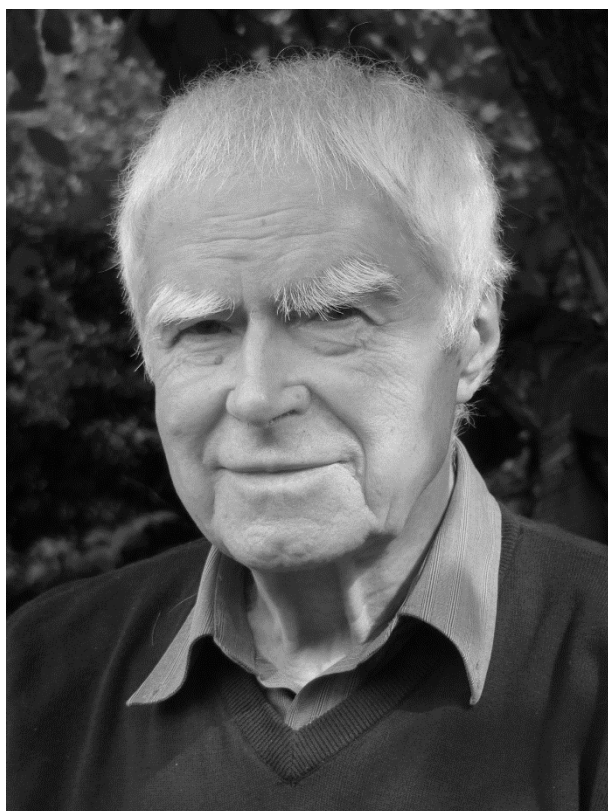
Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2019 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1524-0
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

<i>Aus: En Handvöll Rügen</i>	
Upm Müllhaupen	8
En Handvöll Rügen	10
Schmetterlink	12
Wenn de Sunne unnergäit	14
Töiwen	16
Den witten Striek entlang	18
Aohms in Stalle	20
De Kroun täihet wäg	22
Kirkhaoff	24
En Stücksken Ärdn	26
Unner Neon-Sternen	28
In'n Schatten von'n Doume	30
Un söike de Quelle	32
En Weile widderblöihn	34
<i>Aus: Wir haben seit langem abnehmenden Mond</i>	
Hüte das Salz der Weisheit	36
Leg dich nicht ins Gras	37
Es flogen Vögel vorüber	38
Zuhause	39
Evas Beichte	40
Echte Borsten	41
Kreuzweg	42
»Als die roten Hummeln«	43
<i>Aus: Appelbaumchaussee</i>	
Muttmutt am Krummholz	44

Reden und Schweigen	53
Sonntags	55
Kleingekriegt	60
Brombeeren und Bullenhörner	68
Katinka und der Kartoffelrankenrauch	75
Ein guter Lehrer	82
Erzengel und Jungfrau im Totenkeller	95
<i>Aus: Riete – Risse</i>	
Riete in't Möierwiark	116
Unner de Döiar	118
He is dr nich mä	120
Späigelbiel	122
Midlife	124
Nich klagen	126
Terzette	128
<i>Aus: Roggenkämper macht Geschichten</i>	
Der lange Atem des Vaters	132
Nachwort	138
Textnachweise	142



Aus: En Handvöll Rügen

Upm Müllhaupen

Inkaupstaschen,
Bleckbüssen,
Leige Flaschen,
Unnerrocksrüschchen,
Gasmaaschen
Un dotüschchen:
Rostige Släiwe,
Liebesbräiwe,
Weihnachtsbaime,
Kinnerdraime,
Kuok- un Wiggewaterpott,
Perlonstrümpe,
Souermouskümpen –
Aolles Schutt.

Unnern aulen Rögensschirm
In kaputten Kinnerwagen
Sitt en Keind
Un drägg in Ame
En kläinet Kröiße,
– Häölt et wame.

De Härgott häff de Krounen awe.

Auf dem Müllhaufen

Einkaufstaschen,
Blechdosen,
Leere Flaschen,
Unterrocksrüschen,
Gasmasken
Und dazwischen:
Rostige Löffel,
Liebesbriefe,
Weihnachtsbäume,
Kinderträume,
Koch- und Weihwassertopf,
Perlonstrümpfe,
Sauerkrautschüsseln,
Alles Schutt.

Unterm alten Regenschirm
Im kaputten Kinderwagen
Sitzt ein Kind
Und trägt im Arm
Ein kleines Kreuz,
– Hält es warm.

Der Herrgott hat die Krone ab.

En Handvöll Rügen

Sigöinerkeind
in'n Rügenweind
stät an de Seit
an'n Wäge.
En Handvöll Weind,
En Handvöll Rähn,
En schwatte Sträöhn, –
Sigöinerkeind.

Eine Handvoll Regen

Zigeunerkind
Im Regenwind
Steht an der Seite
Am Wege.
Eine Handvoll Wind,
Eine Handvoll Regen,
Eine schwarze Strähne, –
Zigeunerkind.

Schmetterlink

In de Nacht
Sachte, sacht
Streikelt meine Hout
Leise, lichte, aohne Lout
Dinne Augenwimpern,
Wi von güllnen Schmetterlink
Flittkert de Flügel sacht un flink
Leise, lichte, aohne Lout. –

Üawern Rücken huscht en Bieben. –

Wenn dann de Sunn int Fenster schinnt,
En feinen Goldstaoff up de Hout
– Is torüggeblieben.

Schmetterling

In der Nacht
Sachte – sacht
Streichelt meine Haut
Leise, leicht und ohne Laut
Deine Augenwimpern,
Wie vom goldnen Schmetterling
Flittkern die Flügel sacht und flink,
Leise, leicht und ohne Laut. –

Übern Rücken huscht ein Beben. –

Wenn dann die Sonne ins Fenster scheint,
Ein feiner Goldstaub auf der Haut
– Ist zurückgeblieben.

Wenn de Sunne unnergäit

Wenn de Sunne unnergäit,
Unket greise Doubm
In de döistern Dann'n.

Wenn de Sunne unnergäit
Drömt dat junge Löit
In'n rautblöimten Berre.

Wenn de Sunne unnergäit
Slöpt de aule Mouder
In'n blaoblöimten Berre.

Wenn de Sunne unnergäit
Fällt de leste Straohl
Up en schnäiwitt Hiemd.

Wenn die Sonne untergeht

Wenn die Sonne untergeht,
Unken graue Tauben
In den düstren Tannen.

Wenn die Sonne untergeht,
Träumt das junge Mädchen
Im rotgeblühten Bett.

Wenn die Sonne untergeht,
Schläft die alte Mutter
Im blaugeblühten Bett.

Wenn die Sonne untergeht,
Fällt der letzte Strahl
Auf ein schneeweiß Hemd.

Töiwen

De Köie staoht an Draohte.
Roggenaohre schwaor un reipe
Hanget däipe.
En Löit liant an de Paorte.

Rostge Keien an de Möiern.
Aule Kuckucksouer ticket.
De Röie blieket.
Ging dao nich en Döiern?

Warten

Die Kühe stehn am Draht.
Roggenähre schwer und reif
Hängt tief.
Ein Mädchen lehnt am Tor.

Rostge Kette an der Mauer.
Alte Kuckucksuhr tickt.
Der Hund bellt.
Ging da nicht eine Tür?

Den witten Striek entlang

Den witten Striek entlang!
Woher?
De Autobahn is lang.
Wohen?
Den witten Striek entlang.

Unnern greisen Hiemel
Löppt de witte Striek
Weit vorout in Niewel.

De Autobahn is lang.
Doch vo de lesten Brüggen
– Is mi bang.

Den weißen Strich entlang

Den weißen Strich entlang!
Woher?
Die Autobahn ist lang.
Wohin?
Den weißen Strich entlang.

Unterm grauen Himmel
Läuft der weiße Strich
Weit voraus in Nebel.

Die Autobahn ist lang.
Doch vor der letzten Brücke
– Ist mir bang.

Aohms in Stalle

Leise knietert Roggenstrauh.
Et rückt na Mialke, Mial un Hai.
Langsam köwwet usse Kauh.
Dat Kälflen rumpelt in de Kisten.
Tiegenan de Schweine schnuarket.
De Fixkes souget an de Titten
Un kroupt in Schlaope immer naiger
An de wahme Mutten.
Röhig äöhmt de schwatte Kauh.
Leise knietert Roggenstrauh.

Abends im Stall

Leise knistert Roggenstroh.
Es riecht nach Milch und Mehl und Heu.
Langsam kaut unsre Kuh.
Das Kälbchen rumpelt in der Kiste.
Nebenan die Schweine schnarchen.
Die Ferkel saugen an den Zitzen
Und kriechen im Schlaf immer näher
An das warme Muttertier.
Ruhig atmet die schwarze Kuh.
Leise knistert Roggenstroh.

De Kroun täihet wäg

De Kroun täihet wäg.
De Honner voläiset de Färdn.
Tuffelrankenrauk
Krüppt üawert leige Fäild.
An de haugen Pappel
Biewet na äin Blatt.
Holschenträtte – klappert huohl
Up de hatten Ärdn.
Weind vowaihet
– Blär un Färdn.
De Kroun täihet wäg.

Die Kraniche ziehn fort

Die Kraniche ziehn fort.
Die Hühner verlieren die Federn.
Kartoffelrankenrauch
Kriecht übers leere Feld.
An der hohen Pappel
Zittert noch ein Blatt.
Holzschuhtritte – klappern hohl
Auf der harten Erde.
Wind verweht
– Blätter und Federn.
Die Kraniche ziehn fort.

Kirkhaoff

Blae Astern,
Witte Astern,
Et rückt na gröine Dannen.
Wilke Rausen,
Wilke Kränze,
Et rückt na Daut un Dannen.
Marmorstäine,
Greise Kröiße,
Lebensbaime,
Leste Gröiße,
Un immer gröine Dannen.

Friedhof

Blaue Astern,
Weiße Astern,
Es riecht nach grünen Tannen.
Welke Rosen,
Welke Kränze,
Es riecht nach Tod und Tannen.
Marmorsteine,
Graue Kreuze,
Lebensbäume,
Letzte Grüße,
Und immer grüne Tannen.

En Stückskén Ärdn

Ik häff mi en Pottvull Ärdn halt.
Bloumen-Ärdn!
»Dre Groschen«, segg de Gäärner.
Mi was, ik möß Afbitte douen.
Ik men, ik möß se met Gold betahlen.
Ik draug se üawer Plaosterstäine,
Sachte –
Wi en aule Kinnerwäigen,
Un de Stäinen-Stufen hauge,
Sachte – up minn kläin'n Balkon.

Unnern Niewel-Hiemel
Knäi ik hen
Un plante Bloumen.

En Stückskén Ärdn is nou mein
Un gröine Blär un raue Bloumen.
Doch Bloumen, Blär un Ärdn
Hanget in de Luft.

Ein Stückchen Erde

Ich hab mir einen Topf voll Erde geholt.
Blumenerde!
»Drei Groschen«, sagte der Gärtner.
Mir war, ich müßte Abbitte tun.
Ich meinte, ich müßte sie mit Gold bezahlen.
Ich trug sie über Pflastersteine,
Sachte –
Wie eine alte Kinderwiege,
Und steinerne Stufen hoch,
Sacht – auf meinen kleinen Balkon.

Unterm Nebelhimmel
Knie ich hin
Und pflanze Blumen.

Ein Stückchen Erde ist nun mein
Und grüne Blätter und rote Blumen
Doch Blumen, Blätter und Erde
Hängen in der Luft.

Unner Neon-Sternen

Novemberweind
Decket dat Draumdack aff.
Maondlecht out de Rausenteit
Lig up de Tungen
Wi en aul wäihmöitig Lied.
Arm is de blaute Leif
Unner Neon-Sternen
In'n Winterweinde.

Et is viel Sunne in de Nacht.
Daoch et gif to wäinig Maonde,
Lecht to drinken.

Unter Neon-Sternen

Novemberwind
Deckt das Traumdach ab.
Mondlicht aus der Rosenzeit
Liegt auf der Zunge
Wie ein alt wehmütig Lied.
Arm ist der bloße Leib
Unter Neon-Sternen
Im Winterwind.

Es ist viel Sonne in der Nacht.
Doch es gibt zu wenig Monde,
Licht zu trinken.

In'n Schatten von'n Doume

Rausen un Fläisch upm Market.
De greisen Möiern von'n Doume
Schmeitet döistre Schatten.
Stäinerne Fratzen grinset
Üawer den Ingank.
Ower de Üarl von weiten
Waiht en Houch von Weihrauk
Üawer Rausen un Fläisch.

Im Schatten des Domes

Rosen und Fleisch auf dem Markt.
Die grauen Mauern des Domes
Werfen düstre Schatten.
Steinerne Fratzen grinsen
Über dem Eingang.
Aber die Orgel von weitem
Weht einen Hauch von Weihrauch
Über Rosen und Fleisch.

Un söike de Quelle

Säißen is üawer de Weischen gaohn.
Fläischbloumen dröiget.
Kiwitt schräit
Un söch sin Nest.

Ik gaoh in de Biake
Lange Dage
Den köihlen Water entgiegen
Un söike de Quelle, ümblöit
Von gollne Hiemelschlütels. –
Doch Brummelten hanget immer na
Tüschchen Döiernranken;
Un immer na schräit de Kiwitt
Un söch sin Nest – ümmesüs.

Und suche die Quelle

Sense ist über die Wiesen gegangen.
Fleischblumen trocknen.
Kiebitz schreit
Und sucht sein Nest.

Ich geh im Bach
Lange Tage
Dem kühlen Wasser entgegen
Und suche die Quelle, umblüht
Von goldnen Himmelschlüsseln. –
Doch Brombeeren hängen immer noch
Zwischen Dornenranken;
Und immer noch schreit der Kiebitz
Und sucht sein Nest – umsonst.

En Weile widderblöihn

Witte Äwattenbloumen
Draum von raue Beern
An de warme Ärdn.
Doch äine kaule Nacht
Schriff dat schwatte Täiken
In de Bloumenmidde.
Üawer bliff:
En Weile widderblöihn
Met dauen Hiarte.

Eine Weile weiterblühn

Weißer Erdbeerblumen,
Traum von roten Beeren
An der warmen Erde.
Doch eine kalte Nacht
Schreibt das schwarze Zeichen
In die Blumenmitte.
Übrig bleibt:
Eine Weile weiterblühn
Mit totem Herzen.

Aus: Wir haben seit langem abnehmenden Mond

Hüte das Salz der Weisheit
auf deinen Lippen,
wenn du auftauchst
aus dem weißen Rausch
überstürzender Flut.
Wir haben seit langem
abnehmenden Mond.

Leg dich nicht ins Gras,
das Ohr kommt der Erde
zu nahe,
du hörst die Hunnen
herannahn
und fühlst den Maulwurf
wühlen im Rücken.

Es flogen Vögel vorüber,
die hatten alle eine rote Brust.
Der Fasan sprang hoch
und stieß einen Schrei aus.
Es war nichts geschehen.
Der Wind wehte weiter wie vorher
und beugte die Halme zur Erde.
Nur – die Vögel
die vorüberflogen,
hatten alle eine rote Brust.

Zuhause

Er baute ein Haus
aus roten Steinen,
in denen die Wärme des Ziegelofens blieb.
Er pflanzte Bohnen
und säte Goldlack,
trug Kartoffeln in den Keller
und duftende Äpfel
auf den Schlafzimmerschrank.
Er machte die Fenster größer
zur Sonnenseite hin,
kurz bevor man ihn hinaustrug.

In diesem Bett
beim vorletzten Gesetz
des schmerzhaften Rosenkranzes
hat er aufgehört zu atmen.
Die Äpfel riechen wie vordem.
Es wölbt sich über unsrer Umarmung
ein blaugeblümter Hügel.

Evas Beichte

Ich bin durch Hohen Roggen gegangen
und habe die Ähren schlagen lassen
auf meine nackte Brust.
Ich habe dem Südwind zugerufen:
›Wer kommt in meine Arme?‹
Als er schlief,
habe ich ihn mit Nesseln gekitzelt,
bis er munter wurde,
dann habe ich ihm
die Haut eines Apfels gezeigt
und – das Löwenmäulchenspiel,
weil ich den schwarzen Kater
singen hörte.

Echte Borsten

Meine blaue Zahnbürste
mit echten Borsten:
Ich sehe
morgens und abends
im Milhdampf der Waschküche
die schwarzen Gummistiefel des Bruders
auf dem eingesunkenen Leib,
der noch lange zittert,
während die Borsten schon
unter dem kochenden Strahl
zu Berge stehn
und die treusorgende Schwester
mit einem Birkenzweig
das schäumende Rot
im Eimer rührt
für den beliebten Bluteintopf
mit gebackenen Pflaumen.

Ich werde es mal
mit einer Nylonbürste versuchen,
zumindest vor dem Schlafengehn.

Kreuzweg

Sie fragte mich nach dem Weg,
ich fragte sie nach dem Weg
beim dunklen Machandelbaum.
Der Flug der Krähen und Tauben
war zweideutig.
Wir blieben diesen Tag
im kleinen Schatten
des Machandelbaums.
Blauglänzende Fliegen
verkehrten zwischen unsren Knien.
Sie legte erfrorene Heiderispen
auf meinen Handteller,
die halten fest
noch an ergrauten Blüten.

Als die roten Hummeln
in die Apfelblüten drangen,
saß der Tigerfink aus China
hinter goldenen Drähten
und wartete auf Wasser.
Als er eines Morgens
auf dem Rücken
im Sande lag,
sagte die Frau:
Es ist unfasslich,
gestern abend hat er noch
außergewöhnlich schön gesungen.

Aus: *Appelbaumchausee*

Muttmutt am Krummholz

Dreimal im Winter wurde das Krummholz aus dem Keller geholt und sauber gemacht. Richtig kalt mußte es dann draußen sein. Es war nämlich wichtig für Schinken und Dauerwurst, daß das Schwein nach dem Schlachten schön schnell kalt wurde.

Der Lokus war bei uns im Gang zwischen den beiden Schweineställen. Und wenn ich auf dem Lokus saß – und da saß ich oft lange –, konnte ich über die niedrige Zwischenmauer hinweg die Schweine begucken. Die kleinen Ferkel links im Stall interessierten mich wenig. Sie bissen sich gegenseitig in die Ohren und quiekten andauernd. Zu den großen Schweinen im rechten Stall dagegen fühlte ich mich direkt hingezogen, besonders wenn es Winter wurde und es überall im Hause kalt war. Die einzige Feuerstelle, der Herd in der Küche, gab nicht viel Wärme her. Im Schweinestall aber, wo die dicken, runden, fetten Schweine im Stroh lagen und pusteten und schnauften, da war es immer richtig mollig. Darum saß ich immer so lange auf dem Lokus und schaute zu den Schweinen rüber, die meist eng beieinander in der Ecke lagen.

Mama mußte oft beim Bauern arbeiten. Aber auch wenn sie zu Hause war, hatte sie keine Zeit für mich. Ich war schon groß genug, selber mit mir fertig zu werden. Mama hatte den kleinen Peter zu füttern. Und dann waren da ja auch noch die acht anderen Brüder und Schwestern, die was zum Essen und Anziehen brauchten. Mama mußte Wäsche waschen, Essen kochen, Schweine füttern, Kuh melken, Land umgraben, Salat und Spinat säen, Erbsen und Bohnen pflanzen, Heu machen, Kartoffeln auskratzen, Roggen binden, Pflaumen pflücken,

Birnen einkochen, Rüben ziehen, Unkraut pflücken und immer wieder Unkraut pflücken und vieles vieles mehr. Das Unkrautpflücken schien ihre Hauptaufgabe zu sein. Tagelang kroch sie auf den Knien über die Felder durch endlose Runkeln- und Kartoffelnreihen und rupfte und zupfte und zupfte und rupfte. Läusemelde und Disteln und Franzosenkraut und wie das böse Zeugs sonst noch hieß. Mama war eine gute Mama. Sie hatte nur keine Zeit. Sie mußte zehn Kinder satt kriegen. Und das schaffte sie auch. Graubrot und Rübenkraut konnte jeder essen, soviel er wollte. Auch Milch gab es genug. Aber dafür mußte sie tagelang und wochenlang auf den Knien über die Felder kriechen und Unkraut pflücken. Und wenn sie mit unseren eigenen Feldern fertig war, dann mußte sie über die endlosen Äcker des Bauern krabbeln, der uns dafür manchmal eins von seinen Pferden lieh, wenn Papa das Land umpflügen, das Heu einfahren oder den Roggen zur Dreschmaschine bringen mußte. Aber um für wenige Stunden ein Pferd zu bekommen, mußten wir unsere Mama dem Bauern viele Tage ausleihen. So ein Pferd war ja viel stärker als Mama. Und es brauchte auch viel mehr Futter als Mama. – Und wenn sie dann genug beim Bauern gearbeitet hatte, dann war auf unseren eigenen Feldern das Unkraut wieder groß, und sie mußte weiter rupfen und zupfen von morgens bis abends. Ihre Hände waren ganz hart. Das mußte auch so sein, damit sie die stacheligen Disteln ausrupfen konnte, die hartnäckig immer wieder nachwuchsen. Einmal bin ich ihr auf dem Feld von hinten auf den Rücken geklettert, um Hoppehoppe-Reiter zu spielen. Sie schüttelte mich ab. Ich fiel in die Disteln und ging dann nach Hause. – Es dauerte verdammt lange, all die Stacheln wieder herauszuknibbeln. Am schlimmsten pieksten just die, die man gar nicht sehen konnte.

Vom Lokus aus konnte man auch zum Kuhstall rübergucken. Aber die Kuh mochte ich nicht leiden. Nur wenn ein Kälbchen in der Kiste lag, dann fand ich den Kuhstall interessant. Aber das war immer nur ein paar Wochen im Jahr. Das Kälbchen tat mir leid. Es war immer eingesperrt in einem Verschlag in der Ecke des Stalles. Es war zwar mit im Kuhstall, kam aber nicht an die Mutterkuh heran, um am Euter zu saugen oder sich das Fell lecken zu lassen. Die Milch wurde ihm in einem Eimer in den Verschlag gestellt. Und wenn es so nicht saufen wollte – und das war am Anfang immer so –, dann drückte man ihm einfach den Kopf in den Eimer. So lernte es das Saufen aus dem Eimer, obwohl es eigentlich nur nach Luft schnappen wollte. Die Muhkuh drehte dann wohl den Kopf nach hinten. Aber die Kette war stabil. Durch die Spalten des Verschlages konnte das Kalb die Muhkuh sehen, blieb aber immer ein paar Meter entfernt in der Ecke eingesperrt, bis nach ein paar Wochen der Mann mit den Ledergamaschen kam und das Kälbchen an der Muhkuh vorbei auf einen Viehwagen zerrte. Die Kuh riß dann mit einem starken Ruck an der Kette und glotzte hinterher.

Mir ging es besser als dem Kälbchen hinter dem Bretterverschlag. Ich war nicht eingesperrt. Ich konnte zum Schweinestall gehen und konnte den Muttmuts über die Mauer hinweg mit dem Reiserbesen den Rücken kratzen. Mit dem langen Besen konnte ich das sogar vom Lokus aus, weil die Schweine meist in der Ecke direkt hinter der Mauer lagen.

Wenn ich auf dem Lokus fertig war, stand ich oft noch lange an der Mauer und sah den unheimlich gemütlichen Schweinen im Stroh zu. Ich hätte mich gerne mitten zwischen sie gelegt. Aber ich fürchtete, daß sie dann wild werden könnten. Über die Mauer kletterte ich aber doch manchmal. Dann scheuerte ich ihnen zuerst den Rücken. Dabei grunzten sie sehr friedlich. Ich durfte also

in ihrem Stall bleiben. Dann ließ ich meine Hände ganz allmählich an den Seiten heruntergleiten bis unter den Bauch. Die Schweine hatten nichts dagegen. Im Gegenteil, sie legten sich ganz wohlig auf die Seite, daß ich die vielen Titten richtig zählen konnte. Sie grunzten behaglich dabei und hielten schön still. – Wenn ich dann wieder am Futtertrog über die Mauer zurück kletterte, stießen sie komische kurze Laute aus. Sie hoben den Kopf ganz hoch und hielten ihn ein bißchen schräg, so daß sie an den herumschlackernden Ohren vorbei mir nachsehen konnten.

Dreimal in jedem Winter kam der Schlächter. Schon am Abend vorher wurde Feuer angemacht unter dem großen Waschbottich, damit das Wasser ja rechtzeitig kochte, wenn der Mann mit den Gummistiefeln am nächsten Morgen kam. Diesen Mann durfte man nicht warten lassen. Er konnte es offensichtlich kaum abwarten, sich auf das Schwein zu stürzen. Er ging nach einem kurzen »Moijen« sofort in den Schweinestall. Und wenn noch eine kurze Beratung nötig war, welches Schwein denn nun zuerst dran glauben sollte, dann wetzte er nebenbei schon die Messer, die in seinem Köcher steckten. Die Entscheidung, welches Schwein zuerst geschlachtet werden sollte und welches noch ein paar Wochen oder Monate länger leben durfte, war wohl nicht leicht. Unser Nachbar ließ immer zuerst das dickste und fetteste Schwein schlachten. Er meinte, das dicke habe den anderen etwas zurückgebliebenen immer das Futter vor der Nase weggeschnappt und die zurückgebliebenen würden bald auch groß und fett, wenn das dicke erst weg wäre. Mein Papa war da ganz anderer Ansicht. Er ließ als erstes das Schwein schlachten, das am meisten zurückgeblieben war. »Dao sitt kenn Muck inne«, sagte er dann. Er glaubte nicht daran, daß Zurückgebliebene sich besser entfalten würden, wenn ihnen alles kampflos zufiel. »Wecker nich biteiten lährt häff, ümme sick to beiten,

dao wätt siliawe nix mä von.« Das sagte Papa meistens bei dieser Gelegenheit. Die Schweine bekamen nie soviel Futter, daß sie ganz richtig satt waren. Sie mußten immer ein bißchen Schmach behalten, damit Futterneid und Freßlust nie aufhörten. Nur so konnte man sie richtig groß und dick und fett kriegen. – Ich war meinem Papa immer sehr dankbar, wenn er das dickste Schwein am längsten leben ließ.

Am Schlachttag hielt Tante Lene die kleinsten Blagen immer in der Wohnküche zurück, wenigstens so lange, bis das Blut abgelassen war und das Schwein aufgehört hatte zu zappeln. Diesmal durfte ich von Anfang an dabei sein. Es war das letzte Schwein in diesem Winter, also das dickste, mein Liebling Muttmutt, dem ich sehr oft den Rücken gekratzt und den warmen Bauch gestreichelt und die Titten gezählt hatte, wenn es sonst überall im Hause kalt war.

Die Geräte, die Kleinerüschkamps Willem, der Mann mit den Gummistiefeln, mitbrachte, waren beängstigend. Zuerst ins Auge fallend eine riesige Holzschlage, der Stiel etwa so lang wie eine große Baumfälleraxt, und daran befestigt ein mächtiger Eichenknubben. Damit konnte man wohl einen Bullen erschlagen. Das zweitwichtigste Instrument war eine Eisenstange, an der unten in einer Öse ein spitzer Eisenpinn wie ein übergroßer Nagel steckte. Diese Stange mußte einer dem Schwein so vor den Kopf halten, daß die Öse mit dem spitzen Pinn genau auf der Stirn lag. Dann schlug ein zweiter mit der Holzschlage auf den Pinn und trieb ihn in die Stirn. Das übrige war dann eine Sache der Messer, von denen Willem stets eine ganze Sammlung mit sich führte.

Es war noch nicht richtig hell, als Willem seine schrecklichen Instrumente klirrend vor der Haustür abstellte. Er schritt sofort in den Schweinestall, und da keine Auswahl mehr zu erörtern war, ging er gleich ans Werk. Er

befestigte zunächst einen Strick an den Hinterfüßen meiner Muttmutt, damit man ihr die Beine unter dem Leib wegreißen konnte, wenn sie versuchen sollte wegzulaufen. Diesen Strick mußte Papa festhalten, und ich wußte, daß ihm auch das stärkste Schwein nicht entrinnen konnte. Dann wurde Muttmutt mit anhaltendem Schieben und aufmunterndem Schinkenklopfen und unter gutem Zureden auf den gepflasterten Hof vor der Haustür gebracht. Als sie nach einem Jahr das erste Mal den freien Himmel erblickte, schien sie nichts Gutes zu ahnen und versuchte sich im Rückwärtsgang wieder ins Haus zurückzuschieben. Aber Papa packte Muttmutt am Schwanz und zerzte sie mit aller Gewalt unter den blauen Himmel, von dem Muttmutt aber wohl nicht viel zu sehen bekam, wegen der Schlappohren und weil der Gehilfe ihr hier gleich den Eisenpinn vor den Kopf hielt und Willem mit der mächtigen Holzschlage weit ausholte und sofort gewaltig zuschlug. Aber es geschah etwas Unerwartetes. Mein Liebling mußte wohl im letzten Augenblick den Kopf ein wenig schräg gehalten haben, um neben den herunterhängenden Ohren wenigstens ein Stückchen des blauen Himmels zu beäugen. Jedenfalls traf der Eisenpinn nicht so, wie er treffen sollte, und Muttmutt fiel nicht um, wie sie sollte, schrie fürchterlich auf und rannte plötzlich los. Papa wurde zu Boden gerissen mit dem Strick, an dem er das Schwein festhalten sollte. Blut spritzte ihm ins Gesicht. Aber er ließ nicht los. Sofort war er wieder auf den Beinen und riß meiner Muttmutt die Hinterfüße unter dem Leib weg. Mein Liebling versuchte dann noch, nur auf die Vorderbeine gestützt, das Hinterteil nachschleifend, von dem gefährlichen Hofpflaster herunterzukommen. Aber Papa hatte inzwischen den Strick um den dicken Pfundbirnenbaum geschlungen. Da gab es kein Entrinnen mehr für Muttmutt. Der Gehilfe versuchte immer wieder, die Eisenstange mit dem spitzen Pinn in die richtige Stellung zu

bringen. Aber Muttmutt schüttelte jedesmal derart wild den Kopf, daß sie auf diese Weise nicht totzukriegen war. Da wurde auch der Mann mit den Gummistiefeln ganz wild und schlug mit dem mächtigen Eichenknubben mit aller Wucht meiner Muttmutt auf den Kopf, bis sie zur Seite fiel. Dann warf er sich auf sie und stach ihr ein langes Messer in den Hals und rief: »Den Eimer her, schnell den Eimer her!« Dann schoß das Blut in einem dicken Strahl in den Eimer. Muttmutt strampelte zuerst noch sehr stark, aber je höher das Blut im Eimer stieg, desto mehr ließ das wilde Zappeln und Zucken nach, bis es zuletzt nur noch ein leichtes Zittern war. Und dann lag meine dicke Muttmutt schließlich ganz ruhig da.

Aber Muttmutt lag nicht so friedlich da, wie mein toter Bruder Hermann zwischen Blumen und Tannengrün gelegen hatte, denn ihr Gesicht war völlig zerdätscht, die Ohren hingen zerfetzt herunter, die Schnüffelscheibe war voller Blut, und ein Auge war herausgequollen. Sie zeigte die Zähne. Ich wünschte sehr, daß es Muttmutt gelungen wäre, dem Schlächter wenigstens einen Finger abzubeißen und Papa wenigstens ein paar Meter über den Boden zu schleifen. Aber sie regte sich nicht mehr. Sie hatte keinen Saft mehr.

Mama rührte emsig das Blut im Eimer mit einem Birkenzweig. Schwarze Klumpen, die sich unten im Eimer und am Birkenzweig festsetzten, mußten sofort weggeschleudert werden. Sonst war das ganze Blut hinterher nicht zu gebrauchen. Und daraus konnte man doch so feine Sachen machen wie Blutwurst und Möppkenbrot und nicht zu vergessen, den leckeren Bluteintopf mit gebackenen Pflaumen.

Mama hielt sich den Bluteimer möglichst weit vom Leibe, rührte mit weit ausgestrecktem Arm, wandte das Gesicht halb ab und sah nur aus den Augenwinkeln zum Eimer hin, als ob Feuerspritzer aus dem Blutwirbel sie

anspringen könnten. – Papa wischte sich das Blut aus dem Gesicht und sagte: »Sone Schweinarigge!«

Nachdem das Blut abgezapft war, wurde Muttmutt in die Waschküche geschleift. Willem überbrühte sie Stück für Stück mit kochendem Wasser, mehrmals hintereinander. Dann wurden die Borsten mit einem Schrapper abgekratzt. Die Waschküche war voller Wasserdampf, besonders oben. Richtig sehen konnte man nur, was am Boden geschah. Beine und Hände hingen aus der Dampfwolke heraus. Der Schlächter setzte seinen Fuß auf Muttmutt und kratzte und schrappte wie wild. Willem war ein flotter Schlächter, sagten die Leute. Muttmutt am Boden wurde immer weißer und nackter und menschenähnlicher. Aber das sah wohl niemand von den Großen. Ihre Köpfe steckten im dichten Wasserdampf, der sich unter der niedrigen Decke sammelte. Auch mich sahen sie wohl nicht, wie ich an der Tür stand und immer nur auf meine Muttmutt starrte.

Als ich später hörte, daß der Schlächter sich selbst umgebracht hatte, da fand ich das ganz in Ordnung. Das paßte zu ihm. Schlächter würde ich niemals werden. Ich wollte Papst werden. Daß das nicht so leicht sein würde, Papst zu werden, war mir wohl klar. Aber aus der Bibel und aus den Heiligenlegenden hatte ich so viele wunderbare Dinge gehört, daß mir die Verwirklichung meines Berufswunsches durchaus möglich schien. Ich hatte auch schon ganz klar einige Sätze vor Augen aus einem dicken Buch, in dem ein gelehrter Mönch nach meinem Tode mein Leben beschrieben hatte. Ein Kernsatz hieß: »Sein Vater war ein einfacher Maurer aus dem Münsterland, der an Sonn- und Feiertagen regelmäßig fünf Messen beiwohnte, auch wenn er am Vortag so viel Schnaps getrunken hatte, daß die Kinder sich auf dem Heuboden versteckt halten mußten, wenn er nach Hause kam.« Und wenn es mit der Papstlaufbahn nicht klappen sollte, dann konnte ich ja immer noch Bischof von Münster

werden. Jedenfalls wollte ich nicht immer in so einem kalten Haus wohnen und wollte auch nicht so ein Schlächter werden wie Willem, der beim Borstenschrapen und Klauenausreißen immer wieder mit seinen großen schwarzen Stiefeln auf meine nackte Muttmutt trat. Als Muttmutt am Krummholz aufgehängt wurde und Willem ihr mit einem langen Messer den Bauch aufschnitt, bin ich weggegangen. Auf den Lokus. Hinter der Mauer war noch eine Kuhle im Stroh zu sehen, wo Muttmutt immer gelegen hatte.

Reden und Schweigen

Ich war krank und durfte nachts im alten Kinderbett in Papas und Mamas Kammer schlafen. Meine Krankheit war nicht so schlimm. Viel schlimmer war, daß Papa schon tagelang kein Wort mehr gesagt hatte. Er sagte zwar nie viel. Aber wenn das Essen so heiß auf den Tisch kam, daß er nicht gleich drüberherfallen konnte, dann knurrte er doch wenigstens, wenn er erst pusten mußte, und wenn er sich die Zunge verbrannte, was ziemlich oft passierte, dann knallte er den Löffel auf den Tisch und sagte: »Ik häwe kenne Schwielen anne Tungen«, oder: »Ik häwe kenne Maul- un Klauenseuche, dat de mi de Tungen outkuaken moß.« Sowas sagte er, wenn er das Essen, was ihm vorgesetzt wurde, eigentlich ganz gern mochte. Wenn aber der Milchreis zu heiß war – Papa hatte in Gefangenschaft ein halbes Jahr lang jeden Tag Reis zu essen bekommen – wenn also der Reis zu heiß war, dann sagte er zu Mama: »Dat frätt man sölben!« Stand auf, ging in die Speisekammer und machte sich Schinkenschnitten. Wenn Papa was sagte, war es meist nicht freundlich, aber das war immer noch besser, als wenn er gar nichts sagte. Und jetzt hatte er schon tagelang kein Wort mehr gesagt. Meine dick geschwollenen Fingergelenke taten ziemlich weh, aber das war doch nicht so schlimm wie Papas Schweigen.

Deswegen werde ich es auch wohl nie vergessen, daß Papa und Mama an diesem Abend, als sie ins Bett gegangen waren und das Licht ausgeknipst hatten, nicht sofort anfangen zu schnarchen, sondern miteinander redeten, leise, weil sie mich nicht wach machen wollten, und auch nur wenige Sätze, ich weiß nicht mehr genau, was sie sagten, es ging um das Roggenfeld, und vom Thomasmehl war die Rede, aber das war ja ganz unwichtig, wich-

tig war nur, daß Papa und Mama richtig miteinander redeten. Auf einmal taten meine Fingergelenke nicht mehr weh, und ich konnte einschlafen.
Von da an war es nicht mehr ganz so dumpf und drückend im Haus, wenn Papa wenig oder gar nichts sagte. Ich wußte ja, daß Papa und Mama vor dem Einschlafen schon mal richtig miteinander sprachen, wenn ich es auch nur einmal gehört hatte.

Sonntags

Sonntags war alles anders. Zur Kirche mußte ich den kratzigen Matrosenanzug tragen und Lederschuhe anziehen, die die meiste Zeit zu groß oder zu klein waren. Sie mußten etliche Jahre halten, und da wir ja werktags immer die billigeren Holzschuhe anhatten, hielten sie auch tatsächlich so lange. Zu Anfang schlackerten sie lose an den Füßen rum, daß man beim Laufen ins Stolpern kam. Und hinterher quetschten sie einem die Zehen zusammen, daß die Nägel ins Fleisch wuchsen. Aber es half nichts, zur Kirche mußte man eben was anderes anziehen als sonst, was Feineres.

Ganz anders angezogen in der Kirche, so anders, daß man ihn kaum wiedererkannte, war Papa. Weil er sonntags nicht arbeiten durfte, aber trotzdem ein paar Mark verdienen wollte, hatte er die Stelle des Kirchenschweizers übernommen. Fünf Messen lang – einschließlich fünf Predigten – waltete er seines Amtes.

Es mußte wohl ein bedeutendes Amt sein. Als ich Papa zum erstenmal als Kirchenschweizer sah, war ich mächtig beeindruckt. Er, den ich sonst fast nur in kalkbespritzten Manchesterhosen zu sehen bekam, er trug in der Kirche einen wallenden Purpurmantel, auf dem Kopfe hatte er einen purpurroten Hut mit einem schwarzen Kreuz auf der Stirnseite, nicht ganz so hoch wie eine Nikolaus-Mitra, aber auch so schon imponierend genug. Papa machte mit der ganz und gar roten Bekleidung einen ungemein würdigen Eindruck, vor allem wenn man sein einheitliches Rot verglich mit den nährisch bunten Gewändern der Priester am Altar. Außerdem hatte Papa einen Stab in der Hand, der dem Papst in Rom nicht schlecht zu Gesicht gestanden hätte. Damit stupste er die ungeduldigen Schafe und Böcke zu recht, wenn sie auf dem Weg zur Kommunionbank allzu

stürmisch vorwärts drängten und dabei sogar die Seitengänge benutzten, die doch für den Abmarsch reserviert waren, wie jedermann wußte. Wenn Papa im Gedränge festgekeilt war und der Stab nicht lang genug war, die schwarzen Schafe auf den rechten Weg zu stoßen, die versuchten, das heilige Brot auf Schleichwegen vor anderen zu ergattern, dann machte er wohl gar den Mund auf und stieß kurze Kommandos in einer seltsamen Sprache aus. Mein Papa, der sonst entweder schwieg oder Plattdeutsch sprach, der redete hier auf einmal »in Zungen«. Es war schon komisch: die Schwarzröcke, die sonst Hochdeutsch redeten, sprachen hier Latein, und mein Papa, der sonst immer nur Platt sprach, der sprach hier Hochdeutsch. Am Sonntag in der Kirche mußte also offenbar alles anders sein als sonst. Das Gewöhnliche und Alltägliche und Übliche mußte hier abgelegt werden. Ich konnte plötzlich die alte Frau verstehen, die jeden Sonntag, bevor sie in die Kirche ging, am Mühlenstau des Wühlbachs unter dem Standbild des Hl. Nepomuk mit großer Ausdauer Gesicht und Hände abwusch, auch im Winter, wenn es bitterkalt war. Die Leute sagten, diese Frau sei nicht richtig im Kopf. Dabei merkten sie gar nicht, daß sie sich ganz konsequent auf die Messe vorbereitete, wo alles ganz anders war. Das merkte man auch an dem Gesang. Hier sangen nämlich nicht nur Fraumenschen und Kinder und Schwarzröcke und Lehrer, wie zu erwarten war, nein, hier sangen auch Mannsmenschen, die sonst ganz bedächtig und vernünftig hinter dem Pflug hergingen und den ganzen Tag nur »Ha« oder »Hot« oder »Hüh« riefen. Auch mein Papa, von dem ich bis dahin nie ein Lied gehört hatte, hier in der Kirche sang er aus voller Brust: »Maria zu lieben ist allzeit mein Sinn, in Freuden und Leiden ihr Diener ich bin« und »Meersterne, ich dich grüße, oho Maharihihaha hilf! Gottesmutter, süße, o Maria hilf!«

»Gottesmutter süße«, das klang sehr komisch aus Papas Munde, zumal er das nicht nur sang, sondern geradezu brüllte. Zwischendurch atmete er tief ein, so daß der weite rote Umhang sich richtig aufplusterte. Aber er atmete nicht nur tief, sondern auch sehr lang anhaltend ein, so daß er beim neuen Einsatz immer zu spät kam und der Küster mit der Orgel stets ein paar Noten voraushüpfte. Aber das störte Papa und die anderen Mannsmenschen nicht. Sie sangen ihren Streifen nach ihrem eigenen langgezogenen Rhythmus und überstimmten glatt den auf seiner Orgel zappelig herumhopsenden Küster.

Als ich Papa zum erstenmal in der Kirche singen hörte, war ich ganz verblüfft, weil er zu Hause nie ein Lied sang oder wenigstens sumnte oder pfiff. Das kam erst viel später, als er nicht mehr so viel Sorgen hatte. Aber da waren wir Kinder schon fast alle richtig groß. Und Mama war schon tot. Ich glaube, Mama hätte es wohl mal sehr gern gehört, wenn Papa ein Liedchen summend nach Hause gekommen wäre. Vielleicht hätte sie dann selber auch mal ein Lied gesungen, vielleicht am Sonntagnachmittag, da mußte sie ja nicht kochen, und auf dem Acker durfte sie dann ja auch nicht arbeiten. Mama war gut, sie hätte es sicher getan, wenn sie gekonnt hätte. Papa war sicher auch gut. Aber das haben erst die Enkelkinder richtig erlebt, als er die Hypotheken los war. Ich hatte als Kind meistens Angst vor ihm. Er war sicher gut. Und er hätte sicher auch zu Hause mal ein Liedchen gesungen, wenn ihm nicht irgend etwas die Kehle zugeschnürt hätte. Samstags kam er manchmal grölend nach Hause. Aber das war kein Singen. Es klang bedrohlich. Wir gingen ihm dann möglichst aus dem Weg. Mama konnte das nicht. Sie mußte ihm zumindest das Essen hinstellen. Als er einmal ganz schrecklich betrunken war und sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte, brachten ihn zwei Männer aus der Nachbarschaft ins

Bett. Mama wollte nicht bei ihm schlafen und legte sich in der Küche auf die Couch. Als Papa das merkte, wurde er schrecklich wütend und rief: »Ik schmeite di out'n House rout. Un glaif bloß nich, dat ik di de Dör wiar los make. Gonk hen, wo de denkumen bis, wenn du nich bi mi schlaopen wills.« Da legte sich Mama voll angezogen ins Ehebett. Auch Papa hatte im Bett noch die kalkbespritzte Manchesterhose vom Bau an. Ich konnte an diesem Abend lange nicht einschlafen, weil ich immer noch fürchtete, daß unten ein Unglück geschah. Aber es blieb alles still. Am anderen Morgen um halb sechs fuhr Papa zur Frühmesse ins Dorf und waltete seines Amtes als Kirchenschweizer. Sonntagmittag brachte er uns wie jeden Sonntag eine Tüte mit zwölf Klümpkes mit, die er einem von den vier Kleinsten mit einem »Dä« zuwarf. Die Klümpkes wurden genau aufgeteilt auf die vier Kleinsten. Zwölf durch vier macht drei. Das war unsere Wochenration an Süßigkeiten. An Schokolade war überhaupt nicht zu denken. Nur einmal bekam jeder von uns eine ganze Tafel. Das war, als unser fünfzehnjähriger Bruder Hermann nach längerer Krankheit gestorben war. Ihm hatten Tanten und Onkels Schokolade mitgebracht, weil er immer mehr abmagerte und manchmal keine Luft mehr bekam. Er hatte zuletzt nicht einmal mehr Schokolade essen können. Das war mir ganz unbegreiflich. Mir jedenfalls schmeckte sie sehr, sehr gut, obwohl ich genau wußte, wer sie eigentlich hätte essen sollen. Hermann lag wie eine riesige Wachspuppe zwischen Blumen und Grünzeug im Nebenzimmer und sah sehr zufrieden aus. Ich war ziemlich sicher, daß er nicht böse darüber war, daß ich seine Schokolade aufaß. Abends allerdings, wenn die Nachbarn kamen und wir uns alle um den Toten herumstellten und den endlosen schmerzhaften Rosenkranz beteten, sah die Sache manchmal anders aus. Für mich war der Rosenkranz ein echter Leidensweg, und ich atmete erlöst auf, wenn es dann endlich

hieß: »der für uns ist gekreuzigt worden«. Aber das kam dann immer noch zehnmal, jeweils eingebettet in ein »Gegrüßet seist du Maria«, von dem ich die Hälfte nicht verstand. Den Anfang ja. Aber warum begrüßte man die Maria fünfzigmal hintereinander, wo man doch sonst nur einmal »Guten Tag« oder »Guten Abend« sagte. Und dann der zweite Satz: »Du bist gebenedeit unter den Weibern.« Wie konnte man die schöne Madonna einfach zu den »Weibern« zählen. Und was mit »gebenedeit« gemeint war, das konnte ich nicht einmal ahnen. Aber der dritte Satz war noch verrückter: »Und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes ...« Da verstand ich nur noch Bahnhof. Fünfzig mal Bahnhof hintereinander. Es war bei solchen Todesfällen nicht ganz ausgeschlossen, daß noch ein zweiter und dritter Rosenkranz angehängt wurde. Das machte dann hundertmal oder hundertfünfzigmal Bahnhof. Wenn das Ganze dann beendet wurde mit dem frommen Wunsche »Herr, gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm«, dann war ich froh, ins Bett kriechen zu dürfen, während ich sonst immer möglichst lange aufbleiben wollte. –

Daß ich nach dem Toten-Rosenkranz gern ins Bett ging, hatte allerdings auch noch einen anderen Grund. Ich hatte meine Tafel Schokolade nämlich hinter dem Bett versteckt, weil ich Angst hatte, daß mein Bruder mir ein Stückchen klauen könnte. Der hatte seine Tafel nämlich sofort ganz aufgegessen, als Hermann tot war. Ich nahm die von den Rillen abgegrenzten Stückchen als Tagesration und hatte auf diese Weise länger was davon. Und ich genehmigte mir meine Tagesration nicht gleich morgens oder mittags, sondern erst abends nach dem Gutenacht-Gebet. So hatte ich den ganzen Tag was davon. Aber vierundzwanzig Tage nach Hermanns Tod war auch das letzte Stückchen aufgegessen. Da freute ich mich wieder mehr auf die Sonntage, wenn Papa nach der Kirche eine Tüte Klümpkes mitbrachte.

Kleingekriegt

Es war am Hochzeitstag meines ältesten Bruders. Papa war besoffen. Er hatte zwar morgens nach dem Frühstück ein halbes Glas Senf, mit Schnaps verrührt, aufgelöffelt, weil man dann den ganzen Tag alles trinken könne, ohne dicke zu werden. Aber es war wohl nicht genug Senf gewesen oder nicht die richtige Sorte. Jedenfalls war Papa spät abends gefährlich betrunken. Wir warteten unten vor der Gaststube auf die Kutsche, die uns nach Hause bringen sollte. Papa ging zur Theke und sagte: »Ik douhe en'n out.« Ein großer Mann trat aus der Gruppe der an der Theke stehenden Männer heraus und sagte: »Nein, ich gebe einen aus.« Papa warf sich in die Brust: »Wenn ik segge, ik douhe en'n out, dann douhe ik en'n out.« Dabei ging er langsam in seiner ganzen Breite auf den Langen zu und nahm schon die Hände aus den Hosentaschen. Der Große drehte sich halb zur Seite und sagte: »Söih du män tou, dat du dinne Blagen satt kriss. Du häs doch kenn Geld.« Einen Augenblick sah es so aus, als ob Papa dem Großen an die Gurgel springen wollte. Aber dann sackte er plötzlich auf einen Stuhl und saß da zusammengekauert wie ein geprügelter Hund. Er ließ sich wie willenlos zur Kutsche führen und nach Hause bringen.

Dies überraschende Kleinbeigeben von Papa, der der stärkste Mann weit und breit war, machte mir noch lange Zeit zu schaffen. Im Augenblick war ich zwar sehr froh, daß es keine Schlägerei an der Theke gab, zumal Papa nicht mehr fest auf den Beinen stand. Aber daß mein Papa zusammensackte wie ein in die Ecke gestellter Sack Mehl, das war auch für mich niederschmetternd. Der Große mußte ihn an einer sehr empfindlichen Stelle getroffen haben. Papa war bestimmt kein Liederjan und Lotterbube, kein Säufer, wenn er auch manchmal trank, er arbeitete wie ein Pferd, Tag für Tag, verdiente sogar

sonntags als Kirchenschweizer noch ein paar Mark dazu. Und doch konnte ihm einer sagen, er habe ja kein Geld. Und der es sagte, sagte es sogar mit Recht, sonst hätte es Papa nicht so getroffen. Mit diesem kleinen Satz – »Du häs jä doch kenn Geld« – hatte der lange Lulatsch an der Theke meinen bärenstarken Papa kleingekriegt. Wie schlimm das war, wenn einer kein Geld oder nicht genug Geld hatte, das wurde mir auch am folgenden Weihnachtsfest nochmal klargemacht. Ich hatte mir eine kleine Ziehharmonika gewünscht und hatte dem Christkind auf dem Wunschzettel ganz deutlich zu verstehen gegeben, daß dies mein sehnlichster Wunsch war. Ich bekam ein Flugzeug, das nicht fliegen konnte. Ein einziges Mal lief es über den Fußboden in der Küche bis vor die Wand. Es machte knacks, und von da an konnte ich es nur noch über den Boden schieben, alles Aufdrehen nützte nichts. Es sei doch eigentlich auch so ein ganz schönes Flugzeug, sagte meine große Schwester, und es habe vorne sogar einen richtigen Propeller. Ich schob das glitzernde Flugzeug über den Boden hin, rutschte hinterher und dachte an die Ziehharmonika, die ich mir eigentlich gewünscht hatte. »Auch das Christkind kann nicht alle Wünsche erfüllen«, belehrte mich meine große Schwester. Aber das brauchte sie mir gar nicht zu sagen. Ich hatte längst gemerkt, daß auch das Christkind sich mit seinen Geschenken für die Kinder nach dem Portemonnaie des Vaters richtete. Der Sohn des Doktors bekam vom Christkind Sachen, von denen ich nicht mal zu träumen wagte. Und der war bestimmt nicht artiger und frömmer als ich. Wenn der Vater kein Geld oder nicht genug Geld hatte, dann war eben nichts zu machen. Dagegen war auch der liebe Gott machtlos. Da konnte man schon verstehen, daß Papa wie vor den Kopf geschlagen war, als ihm einer sagte: »Du häs jä doch kenn Geld.«

Eine Ziehharmonika habe ich dann später aber doch noch bekommen. Allerdings keine neue. Der Balg war an mehreren Stellen mit Heftpflaster verklebt, und ich mußte beim Spielen zwischendurch immer mal nach Luft schnappen, weil dem Balg trotz des Heftpflasters leicht die Puste ausging, aber es war eine richtige Ziehharmonika, auf der ich wunderschöne Lieder spielen konnte: ›Guten Abend, gute Nacht‹ und ›Weißt du, wieviel Sternlein stehen‹. An warmen Sommerabenden saß ich auf der Bank unterm Birnbaum und spielte, bis es dunkel wurde: ›Im schönsten Wiesengrunde‹ und ›Deutschland, Deutschland über alles‹ und ›Großer Gott, wir loben dich‹.

Wie mein starker Papa zusammengesackt war bei dem Satz ›Du häs jä doch kenn Geld‹, das fiel mir wieder ein an dem Tage, als ich von zuhause wegfuhr zur Klosterschule und also Geld brauchte. – Mama holte ihre alte Handtasche aus der Wäsche-Schublade und reichte mir Geldscheine zu. ›Das ist sicher zuviel, Mama‹, sagte ich, ›soviel brauch ich doch sicher nicht.‹ Dabei wußte ich gar nicht, wieviel das war, was mir die rissige Hand da zusammengeknüllt zureichte. Ich sah nur Geldscheine, wie ich sie nie vorher in der Hand gehabt hatte. Ich nahm das Geld und fühlte mich sehr elend. Am liebsten hätte ich den ganzen Plan mit der Klosterschule und mit der Bekehrung Afrikas aufgegeben und wäre Bäcker oder Schneider oder sowas geworden, wofür man kein Geld brauchte. Aber der Koffer war gepackt, und die Fahrkarte war gekauft.

Auf der Fahrt am Rhein entlang sah ich nicht viel vom Rhein und von den Bergen und Burgen, obwohl es meine erste große Reise war und ich sowas nie vorher gesehen hatte. Ich hatte noch immer die Hand meiner Mutter vor Augen, wie sie mir mit einer merkwürdig zögernden Bewegung die Geldscheine zureichte, als ob es sehr mühsam wäre, den Arm zu heben. Und ich hatte

vor mir das Bild von Papa, wie er zusammensackte bei dem Satz: »Du häs jä doch kenn Geld«. – Die Burgen auf den Bergen waren sehr unwirklich im Vergleich mit dem, was ich von zuhause her vor Augen hatte.

Kläinkriegen

Et was an'n Hochtetsdag von minnen öllesten Brouer. Papa was besuapen. Wull ha he muorns na'n Fröhstücke en half Glas Senf, met Schnaps voröiert, upliapelt, wäil man dann den ganzen Dag aolles drinken könn, aohne dicke to werden. Ower et was wull nich genoug Senf wän orre nich de richtige Sotte. Jedenfalls was Papa aohms late gefäöhlick besuapen. Wi stünnen unnen vo de Gaststaoben un töffen up de Kutsche, de us nahous bringen söll. Papa ging anne Theke un sägg: »Ick douhe ennen out.« En grauten Kär! tratt na vöiern un sägg: »Ick hä vondage Geburtsdag, un wenn heier äiner ennen out-döit, dann sin ick dat.« Papa schmait sick inne Bost: »Wenn ick segge, ick douhe ennen out, dann douhe ick ennen out.« Dobei ging he so langsam in sinne ganzen Bredde up den Langen tou un namm aoll de Hänne out de Buxentaschen. De Graute draihe sick half up de Seite un sägg: »Söih du män tou, dat du dinne Blagen satt kriss. Du häs jä doch kenn Geld.« Äinen Augenschlag saoh et so out, osse wenn Papa den Grauten anne Gurgel greipen wull. Ower dann sacke he up äinmaol uppen Stouhl un satt dao tosammsunken wi en Röien, de Schläge kriegen häff. He läit sick wi äiner, de kennen äigenen Willen mä häff, in de Kutsche setten un nahous bringen.

Dütt Kläinbeigeben von Papa, de doch de stärkste Mann weit un seit was, dat häff mi na lange Teit to schaffen maket. Äis was ick wull frouh, dat et kenne Schlägerigge an de Theke gaff. Papa stund jä nich mä faste up de Bäine. Ower dat min starke Papa tosammsacke wi en Sack Tuffeln, den 'm äinfach so inne Ecken setten kann, dat was fo mi so, osse wenn auk mi enner unnerkriegen he. De Graute moss em wull an en wahne empfindlicke Steie druapen hämm. Papa was ganz wisse kenn Liederjan. He was ok kenn Söiper, wenn he ok

manges toviel drank. He arbegge wi en Pär, Dag fo Dag, vodenne sogar sonndags äs Kirkenschweizer na en pa Mark dertou. Un doch kann enner em seggen, dat he jä kenn Geld he. Un de dat sägg, de moss wull rächt hämm, süss he et Papa nich so druapen wi en Blitzschlag. »Du häs jä doch kenn Geld.« Met düssen kläinen Satz ha de lange Lulatsch an de Theke minen bärenstarken Papa kläinkriegen.

Wi laige dat was, wenn enner kenn Geld orre to wäinig Geld ha, dat woard mi auk an den naichsten Weihnachtsfäste na äinmaol klaormaket. Ick ha mi en kläinen Tukerböil wünschet un ha up den Sietel fo dat Christkeind döitlick maket, dat dat en ganz grauten Wunsch von mi was. Ick kraig en Flieger, de nich fläigen kann. Äin äinziget Maol laip he an'n Grunne langs bis vo de Wand. Et mäik knacks, un dann was et oute. Ick kann den Flieger bloß na an'n Grunne vo mi her schouwen. Updraihen nütze nix mä. Et wöar doch auk so en ganz schönen Flieger, sägg min graute Süster, un et he vöiern sogar en richtigen Propeller. Ick schauw dat glitzerigge Dingen an'n Grunne hen, rutsche dr ächterher, un dach an den Tukerböil, den ick mi wünschet ha. »Auk dat Christkeind kann nich aolles bringen, wat sick enner wünschet«, sägg min graute Süster. Ower dat brouke se mi garnich to seggen. Ick ha lengest miarket, dat auk dat Christkeind sick met sinne Geschenke fo de Kinner na dat Portemonnaie von den Vater richte. De Suhn von den Tahndokter kraig Saken to Weihnachten, von de ick nich moll to draimen waoge. Un de was nich moll bi de Missedäiners. Un he was ganz wisse nich frümer osse ick. Wenn de Vater kenn Geld orre nich genoug Geld ha, dann was iaben nix to maken. Dat kann auk de läiwe Härgott nich ännern. Dao kann man wull vostaohn, dat Papa wi vo den Kopp schlagen was, äs em enner sägg: »Du häs jä doch kenn Geld.«

En Tokerböil hāw ick dann läterhen doch na moll kriegen. Ollerdings kennen niggen. De Balg was up mehrere Steien met Heftplaoster flicket, un dat em nich de Pouste outging, wenn ick spiele, moss ick tüşchendöier immer moll wiar na Luft schnappen. Ower et was en richtigen Tokerböil, un ick konn wunnerschöne Lieder drupp spielen: »Guten Abend gute Nacht« und »Weißt du wieviel Sternlein stehen«. Sumerdag satt ick up de Bank untern Bärnenbaum un spiele, bis de Sunne unnerging: »Im schönsten Wiesengrunde« und »Deutschland Deutschland über alles« und »Großer Gott wir loben dich«.

Wi min starke Papa to sammensacket was bi den Satz »Du hās jā doch kenn Geld«, dat fell mi wiar in an den Dag, ās ick von tohouse wāgmoss. Ick woll Afrika ton Christentum bekehrn. Daoto moss ick up de Klausterschoule von de Witten Paoters, un dat koste Geld. Mama häil āhre aule Handtaschen out de Wāschetrecken un hell mi Geldscheine hen. »Dat is sieker toviel, Mama«, sāgg ick. »Soviel brouke ick doch sieker nich.« Dobei wuss ick garnich, wiviel dat was, wat de schwielige Hand mi dao henhell. Ick saoh Geldscheine, wi ick se na nie vohār inne Hand hatt ha. Ick namm dat Geld un föll mi wahne elennig. An läiwesten he ick den ganzen Plan met de Klausterschoule un met de Bekehrung von Afrika upgieben un wōar Bäcker orre Schrāiner orre sowat worden, wo'm kenn Geld to brouke. Ower de Kuffer was packet un de Fahrkorten was koft.

Up de Fahrt an'n Rhein langs hāw ick nich viel sāihen von'n Rhein un von de Biarge un Burgen, wenn dat auk minne āiste graute Rāise was un ick sowat na nie vohār sāihen ha. Ick ha immer na de Hand von minne Mouder vo Augen, wi se mi Geldscheine henhell, osse wenn et schwaor wōar, den Arm hauge to kreigen. Un ick ha vo mi dat Bield von Papa, wi he to sammensacke bi den Satz:

»Du häs jä doch kenn Geld«. De Burgen up de Biarge
wöarn weit wäg.

Brombeeren und Bullenhörner

Hannas Arme waren zerkratzt bis oben hin. Ein Netz von roten Fäden zog sich von den Fingerspitzen bis in den Halsausschnitt. Hanna wand sich unbekümmert in die Brombeersträucher hinein, um die großen schwarzen Beeren zu erreichen, die ganz oben oder tief drinnen hingen. Das waren die reifsten und saftigsten und süßesten. Die Beeren, die bequem zu haben waren, wurden von den Rentnern schon morgens früh gepflückt, wenn die Sonne kaum aufgegangen war. Sie waren noch halbrost und schmeckten nicht halb so gut wie die schwer erreichbaren. Hanna war ganz versessen darauf, just die Beeren zu erwischen, die andere nicht erreicht hatten. Und wenn sie sich an einen Strauch mit besonders prallen Früchten herangearbeitet hatte, dann warf sie die gesammelten Beeren nicht alle in den Eimer, wie die meisten Pflücker das taten, nein Hanna schob sich zwischendurch immer wieder eine Handvoll in den Mund, preßte die Früchte zwischen Zunge und Gaumen mit solcher Wonne, daß ihr manchmal ein wenig dunkler Saft aus den Mundwinkeln lief. Dabei gab sie mit geschlossenem Mund seltsame Grunzlaute von sich und bewegte den Unterkiefer genüsslich auf und ab, während ihre Hände sich schon zum nächsten Strauch durcharbeiteten. Es gab herrliche Brombeersträucher am Rande von Hossems Bullenweide. Vor dem Weidezaun mit dicken Eichenpfählen und dreifachem Stacheldraht machten die Rentner und überhaupt alle Brombeerpflücker halt, denn wer auf dem Lande groß geworden ist, der weiß, daß man den Bullen nie trauen kann, auch wenn sie noch so friedlich grasen oder dösend im Schatten liegen und gemächlich alle Viere von sich strecken. – Hanna war auf dem Lande groß geworden. Aber an diesem schönen Septembertage ... Es war spätsommerwarm und

sonnig. Ein sanfter Milchsleier über Feldern und Wiesen und Büschen. Es war sehr still. Nicht einmal die zapfeligen Pappelblätter bewegten sich. Hanna stand vor der Bullenweide. Sie schaute zur Brombeerhecke hin, die ganz schwarz war von großen reifen Früchten. Dann schielte sie zu den Bullen hinüber, die am anderen Ende der Weide unter einer großen Kiefer lagen, friedlich wie der milde Septembertag. Nur aus den Augenwinkeln heraus sah Hanna zu den Bullen rüber, als ob die es nicht haben könnten, wenn man sie geradeheraus anschaute. Eine Weile wanderten ihre Blicke zwischen Brombeeren und Bullen hin und her. Dann sagte sie: »Du bleibst hier und rufst, wenn sie kommen!« – Dann band sie die rote Schürze ab, legte sich ins Gras, um sich unter dem Stacheldraht hindurch zu rollen. »Tu's nicht«, sagte ich. Sie zögerte, sah mich komisch an, zog mich zu Boden und drückte meinen Kopf an ihre große weiche Brust. Das tat sie sonst nur, wenn ich meine Blechdose voller Brombeeren in ihren Eimer auskippte. Das war es, weswegen ich so gern mit Hanna zum Brombeersuchen losging. So im Grase liegend hatte sie mich noch nie an sich gedrückt. Sie sah mich eine ganze Weile ziemlich komisch an. Dann blinzelte sie wieder zu den Bullen hinüber. »Tu's lieber nicht«, sagte ich. »Du kannst ja aufpassen«, sagte sie, schob mich beiseite und rollte sich unter dem Stacheldraht durch auf die Bullenweide. Drüben blieb sie zuerst still liegen und schielte wieder zu den Bullen hinüber. Als die unter dem milden Milchsleier des Septembertages ruhig blieben, erhob Hanna sich langsam und schlich in gebückter Haltung zur Brombeerhecke.

Die erste Handvoll schwarzer Beeren steckte sie sich in den Mund, gab die üblichen Grunzlaute von sich und grapschte nach den dicht an dicht herunterhängenden Brombeeren. Dornen schien sie gar nicht zu spüren. Sie griff in die Vollen, als ob sie Weintrauben vor sich hätte.

Mit Hanna ging ich am liebsten zum Brombeerensuchen, obwohl Mama das nicht gut haben konnte. Von den anderen Nachbarsfrauen bekam ich einen Groschen oder ein Stück Kuchen, wenn ich tüchtig pflücken half. Sowas gab es bei Hanna nicht. Sie schaute mich nur komisch an, wenn ich meine Blechdose wieder voll Brombeeren hatte. Und wenn ich die Dose in ihren großen Eimer gekippt hatte, drückte sie meinen Kopf kurz an ihre Brust und sagte: »Du bist ein netter Junge.« Und ich machte mich eifrig daran, die Dose wieder voll zu kriegen. Dabei war ein Groschen viel Geld für mich, und ein Stück Kuchen gab es bei uns zuhause nur zu Weihnachten. Trotzdem, das war soviel wie nichts gegen Hannas Brust. Und wenn sie ein Kleid mit großem Ausschnitt anhatte, war es noch schöner. Ich hätte nicht nur eine Blechdose, sondern einen ganzen großen Milcheimer voll Brombeeren gepflückt für diese kurze Seligkeit, an ihre Brust gedrückt zu werden und ihre weiche Haut auf meiner Backe zu spüren. An diesem warmen Septembertag hatte sie ein Kleid mit großem Ausschnitt an. Ich beobachtete, wie sie sich mit vorgewölbter Brust in die Brombeerhecke hineinschob, um auch die höchsten und die verstecktesten Beeren zu bekommen. Ich malte mir aus, wie es wäre, wenn der Kleidausschnitt noch größer wäre oder wenn sie einfach losknöpfen würde, wie eine Mutter, die ihr Kind an die Brust nimmt. Da stand ein großer Bulle hinter ihr und kratzte mit den Vorderfüßen den Boden auf, daß ihm die Grasbüschel unter den Bauch flogen. Ich brachte kein Wort heraus. Das war vielleicht auch besser so. Man durfte nichts tun, was den Bullen reizen könnte. Hanna hatte noch nichts gemerkt, sie drückte sich in die Dornen hinein, grapschte nach den Beeren, schob sich eine Handvoll in den Mund und brachte wieder den Grunzlaut des Wohlbehagens hervor. Der Bulle hörte auf zu kratzen, senkte den Kopf und stieß ein Gebrüll aus, das ich nie vergessen werde: tief

brodelnd fing es an und kippte dann plötzlich um in einen merkwürdig hellen Schluchzer, der zu dem massigen Tier mit dem dicken Nacken überhaupt nicht paßte. Hanna sah sich um und rannte sofort auf den Stacheldraht zu, auf mich zu. Aber wie eine Rakete vorstoßend hatte der Bulle sie mit wenigen Sätzen erreicht und stieß sie zu Boden. Hanna schrie auf: »Hölpe! Hölp mi!« Da drückte ihr der Bulle seinen Kopf in den Bauch, und sie wurde still. Dann wandte er sich dem Brombeereimer zu und drückte auch den zusammen. Der Brombeersaft quoll heraus und floß über Hannas Hand, die mit zusammengekrallten Fingern noch immer nach Brombeeren zu grapschen schien.

Ich rannte nach Hause. Papa griff sofort die große Mistforke und schwang sich aufs Fahrrad. »Segg de annern Bescheid«, rief er noch zurück, dann war er schon hinter den Fichten verschwunden. Ich sagte schnell im Haus Bescheid und lief hinter Papa her. Ich wollte sehen, wie er dem Bullen, der Hanna den Bauch eingedrückt hatte, mit der Mistforke zu Leibe rückte. Aber als ich zur Bullenweide kam, war der Bulle weg. Er hatte sich wieder zu den anderen begeben, die friedlich wiederkäuend unter der großen Kiefer lagen, harmlose Grasfresser, die keinem was zuleide taten.

Papa steckte die Forke ins Gras, packte Hanna bei den Füßen, zog sie unter dem Stacheldraht durch und brachte sie so in Sicherheit. Hanna aber konnte nicht mehr aufatmen. Sie starrte reglos in den Himmel. Papa schaute eine Weile auf den plattgedrückten Bauch von Hanna, dann kniete er nieder und fühlte ihr den Puls, dann drückte er ihr die Augen zu. Das Auto des Doktors kam mit einer Staubwolke über den Birkenweg herangebraust. Nach kurzer Untersuchung sagte der Doktor: »Sie braucht nicht mehr ins Krankenhaus.« Dann ging er zu seinem Auto und fuhr ohne Staubwolke wieder weg.

Es kamen noch viele Leute angelaufen, die ich zum Teil nicht einmal kannte. Sie mußten von Bunnerwiehe über den Dalkebach gekommen sein. Sie standen alle im Halbkreis um Hanna herum und starrten auf den plattgedrückten Leib. Durch den Menschaufmarsch angelockt, trotteten drüben die Bullen heran, teils sanft mühend, teils bedrohlich dumpf brüllend. Vor dem Stacheldrahtzaun blieben sie stehen und schnüffelten an dem plattgedrückten Brombeereimer herum. »Welcher ist es gewesen?« wollten die Leute von mir wissen. Ich sagte: »So'n Großer mit nem hohen dicken Nacken.« »Wecker is't wän?« sagte Papa und schnappte die Mistforke. Aber die Bullen waren alle fast gleich groß und hatten alle einen dicken Nacken und waren alle rotbunt mit weißen Flecken auf der Stirn. Ich zeigte suchend auf diesen und jenen und ließ den Finger wieder sinken. Ich konnte den Mörder nicht herausfinden. Keiner fragte, warum Hanna tot war und ich noch lebte. Wir hatten doch zusammen Brombeeren gepflückt.

Großhagenbrock kam mit dem Lakenwagen, mit dem er sonst die Eier von den Bauern holte und nach Bielefeld zum Markt brachte. Vier Männer packten Hanna an Armen und Beinen und schoben sie von hinten auf den Wagen. Ich konnte noch sehen, daß ihre Brust ganz heil war. Der Wagen fuhr ab. Die Leute trotteten hinterher. »So geht's, wenn man den Rand nicht voll kriegen kann«, sagte der Rentner Hansmann, der jeden Morgen, sobald die Sonne aufging, mit dem Brombeereimer loszog.

Um mich kümmerte sich keiner. Es hätte doch einer fragen müssen, warum Hanna tot war und ich noch lebte. Man wußte doch, daß wir zusammen Brombeerpflücken gegangen waren. Niemand fragte mich, und ich konnte niemandem sagen, wie es eigentlich gekommen war. Ich wollte es durchaus sagen. Dabei wußte ich selber nicht,

wie es eigentlich gekommen war. Die Bullen lagen friedlich unter der Kiefer im Milchdunst, und doch stand plötzlich einer hinter Hanna und stieß sie zu Boden und setzte seine breite Stirn mit den dicken Hörnern auf ihren Leib. Ich ging nach Hause. Die Sonne schien immer noch mildwarm durch den Septemberschleier. Aus dem Wässelbusch an der Dalke schoben sich Nebelwände vor. Papa stand mit einigen Nachbarn vor der Haustür unter dem Pfundbirnenbaum. Er lehnte sich auf die Mistforke und sagte: »Ik he em de Furken in'n Ballig jaget, wenn ik den Döiwel haroutkriegen he.« Ich schlich mich durch die Stalltür ins Haus, weil ich Angst hatte, daß Papa mich nochmal fragen würde, welcher es gewesen sei.

Abends um acht ging es zum Rosenkranzbeten in Hannas Haus. Der für uns im Garten Blut geschwitzt hat – der für uns im Garten Blut geschwitzt hat – der für uns im Garten ... Ich hatte mich hinter dem Kleiderschrank ganz in die Ecke gestellt. Aber Papa schob mich nach vorn. Hinten an der Wand durften nur die Großen stehen. Genau wie in der Kirche. Die Kleinen mußten nach vorn. Weil wegen des ungewöhnlichen Todesfalles viele Nachbarn zum Rosenkranzbeten gekommen waren und weil die Kammer ziemlich klein war, mußte ich direkt vor Hannas Bett stehen. Hanna war schön und lag im milden Kerzenlicht so friedlich da, wie am Nachmittag die Bullen unter dem Dunstschleier des sonnigen Septembertages im Grase gelegen hatten. Von dem plattgedrückten Bauch konnte man nichts mehr sehen. Ob sie ihr Heu unter das Hemd gestopft hatten? Oder Stroh? Das weiße Laken war von der Brust bis zu den Knien ganz gerade und glatt. Hannas Gesicht war gelb. Von den Mundwinkeln herunter lief ein dunkler Streifen. Den Brombeersaft hatten sie wohl nicht ganz abgekriegt, als Hanna zum letzten Mal feingemacht wurde. Durch das dumpfe Gemurmel der Rosenkranzbeter – der für

uns im Garten Blut geschwitzt hat – Heilige Maria Mutter Gottes – jetzt und in der Stunde unseres Todes – glaubte ich auf einmal den wohligen Grunzlaut von Hanna hindurchzuhören, den sie von sich gab, wenn sie die Brombeeren im Munde zerdrückte. Ich starrte auf den Unterkiefer. Aber er bewegte sich nicht. Hanna lag ganz still und friedlich. Sie hatte offenbar nichts dagegen, so daliegen zu müssen. Sie konnte nicht böse auf mich sein. Aber manchmal verzog sie doch plötzlich ein bißchen das Gesicht, so als ob sie noch was zu sagen hätte. Dann flackerte auch die Kerze am Kopfende sehr unruhig. Ich wäre gern ein bißchen weiter zurückgetreten, aber hinter mir standen die Nachbarn wie eine Mauer, und es war keine Lücke in der Mauer. Und vor der Tür stand Papa. Der Rosenkranz war endlos. »... der für uns im Garten Blut geschwitzt hat, ... der für uns ist gegeißelt worden, ... der für uns ist mit Dornen gekrönt worden, ... der für uns das schwere Kreuz getragen hat.« Aber schließlich kamen doch die letzten zehn Gegrüßteist-du-Marias dran: »... der für uns ist gekreuzigt worden.« Beim »Ehre sei dem Vater« drehte ich mich schon halb zur Tür um, da fing die Vorbeterin auch noch den »glorreichen Rosenkranz« an: »... der von den Toten auferstanden ist.« Die Kerze flackerte immer stärker, und Hannas Gesicht wurde immer unruhiger. Ihr Mund zuckte richtig. Und das dumpfe Rosenkranzgemurmel war wie ein Rumoren unter der Erde.

Hinterher konnte ich lange nicht einschlafen. Ich hatte schon mehrfach das Gutenachtgebet wiederholt, aber jedesmal wenn ich so langsam einduselte, sah ich von oben herab einen Bullenkopf mit dicken Hörnern auf mich zukommen. Der Kopf war groß und breit und wurde immer breiter, je tiefer er herabkam. Im letzten Augenblick sprang ich dann aus dem Bett, wurde richtig wach und legte mich wieder hin, weil es ja nur ein Traumbild gewesen war.

Katinka und der Kartoffelrankenrauch

Rundherum schwelende Haufen von Kartoffelranken. Der Rauch stieg nicht zum Himmel auf, kroch träge durch die Furchen, breitete sich sehr langsam aus und hüllte den Acker in eine Qualmdecke. Die Kartoffelaukratzerinnen, die auf den Knien hinter dem Pflug herkrochen, waren vom Rauchmantel rings umgeben. Manchmal husteten sie und richteten sich kurz auf, rieben sich die Augen mit den Ärmeln und sahen, daß oben die Sonne schien. Nicht strahlend und warm, aber Sonne, richtige Sonne. Der Mantel aus Nebel und Kartoffelrankenrauch über dem Acker war etwa einen halben Meter dick. Darüber milde Septembersonne. Die Kartoffelkratzerinnen konnten nur kurz den Kopf in die Sonne stecken, dann mußten sie wieder runter, denn Holtkämper zog unerbittlich seine Furchen, und wenn eine ihr Stück nicht schnell genug schaffte, bestand Gefahr, daß der halbblinde Hektor, der den Pflug zog, ihr in die Hacken trat. Das war zwar noch nie vorgekommen, aber Holtkämper legte es darauf an, daß es passieren konnte. Das genügte. Die Frauen waren fix bei der Arbeit. Die eisenbeschlagenen Hufe des schweren Ackergauls im Rücken wirkten Wunder. Die Kratzerinnen schafften ihr Stück zwar immer nur knapp, aber sie schafften es regelmäßig, kurz bevor Hektor wieder herantrottete und eine neue Furche zog.

Einige Frauen hatten ihre größeren Kinder mitgebracht, die ihnen den Kartoffelkorb weiterrücken mußten. Dadurch konnten sie natürlich Zeit gewinnen: Sie hatten die Hände frei zum ununterbrochenen Durchwühlen der Erde nach Kartoffelknollen. Das Weiterrücken des Korbes beim Vorwärtskriechen war überhaupt das schwerste bei dieser Arbeit. Man hatte ja keine Zeit, sich dazu jedesmal eigens aufzurichten. Und wenn der Korb

schon halb oder dreiviertel voll war, wurde das Weiter-
rücken auf allen Vieren immer mühsamer. Natürlich
sollten die Körbe eigentlich nie so voll werden. Korrad
war dazu da, die schweren Körbe gegen leere auszutau-
schen. Das tat er auch. Aber er hatte nicht die Hufe Hek-
tors hinter sich wie die Kratzerinnen. Er ging zwar nicht
langsam, aber auch nicht schnell von einer zur anderen
und kippte die vollen Körbe auf den Kastenwagen, der
in der Mitte des Ackers stand. Das bollerte jedesmal ge-
waltig, und man merkte, daß Korrad ein wichtiger Mann
war.

Neben Hektors Schnauben war das dumpfe Bollern der
ausgekippten Kartoffeln das einzige Geräusch auf dem
Felde. Die Frauen konnten nicht miteinander reden,
weil jede – wie eine Läuferin beim Staffellauf – ihr abge-
messenes Stück ganz allein zu bewältigen hatte. Auch die
Kinder konnten nicht miteinander reden und natürlich
auch nicht zusammen spielen, weil jedes bei seiner Mut-
ter bleiben mußte, um ihr ständig den Korb weiterzuset-
zen.

Die einzige Verbindung zwischen den einzelnen Frauen
bestand in Korrad, der von einer zur anderen ging, die
vollen Körbe holte und dafür leere brachte.

Zu Katinka, dem Polenmädchen, kam er immer zuletzt,
manchmal erst dann, wenn der Korb überquoll. Katinka
rief nicht nach Korrad, wenn ihr Korb voll war, wie die
anderen Frauen das zuweilen taten, wenn Korrad nicht
aufpaßte oder zu langsam war. Katinka sah sich nur
ängstlich nach Hektor um und quälte sich stumm mit
dem schweren Korb. Jedesmal wenn sie ihn ein Stück
vorrückte, sah es aus, als ob sie selbst hinterher falle. So
mußte sie sich ins Zeug legen. Sie war nicht stark. – Ein-
mal, als der Korb wieder voll war, sagte Korrad zu ihr:
»Na hastes dir überlegt?« Und als Katinka darauf nichts
sagte, ging er zu einer anderen, obwohl Katinkas Korb

fast überquoll. Katinka richtete sich kurz auf, sackte zurück auf die Hacken und rieb sich mit dem Ärmel die Augen.

Ich lief zum Kastenwagen und wollte einen leeren Korb für Katinka holen. »Finger von die Dinger!« rief Korrad quer übers Feld. Da ging ich zu Katinka und setzte ihr den schweren Korb weiter. Auch als Korrad den vollen Korb endlich gegen einen leeren umgetauscht hatte, blieb ich bei Katinka und setzte ihr den Korb weiter, Stück für Stück, immer im passenden Abstand, so daß sie die ausgekratzten Kartoffeln bequem hineinwerfen konnte. Katinka war nicht stark, aber fix. Jetzt, wo sie den schweren Korb nicht mehr vorrücken mußte, war sie immer schon längst fertig, wenn der dicke Hektor von hinten heranschnaufte. Dann lächelte sie mich an und sagte nichts. Sie hatte wässrigblaue Augen. In der Kaffeepause gab sie mir die Hälfte von ihrem Kartoffels-tuten mit. Der schmeckte mir wie Streuselkuchen an Weihnachten.

Ich blieb bis zum Abend und setzte Stunde um Stunde Katinkas Korb weiter. Und am Ende des Stückes, wenn Hektor noch weit hinten war, lächelte sie mich jedesmal an mit diesen Augen, die immer aussahen, als ob sie gerade aufgehört hätte zu weinen. Als es dunkel wurde, fragte sie: »Du morgen wiederkommen?« Am nächsten und am übernächsten Tag aber mußte ich gleich nach der Schule zum Wässelbur zum Tuffelrankenziehen. Wenn wir ein Pferd zum Pflügen leihen wollten, mußten Mama und ich dafür beim Wässelbur arbeiten, ich Kartoffelranken ziehen und Mama Kartoffeln auskratzen. Wir konnten unsere fünf Morgen Ackerland ja nicht gut mit der Schute umgraben. Also mußten wir zum Wässelbur, wenn es ihm paßte.

Als ich am dritten Tag wieder zu Holtkämpers kam, sah ich, daß Katinka es nicht mehr so schwer hatte. Korrad war sehr aufmerksam und brachte ihr laufend leere

Körbe. – Als ich ihren Korb weisetzen wollte wie vor drei Tagen, sagte sie: »Nicht mehr nötig.« Dabei schaute sie mich nur ganz kurz an mit ihren wässrigen Augen, die aussahen, als ob sie gerade zu weinen aufgehört hätte. Ich setzte mich am Felrand ins Gras und ließ Katinka nicht aus den Augen. Sie aber schaute kein einziges Mal mehr zu mir herüber. Die Kartoffelrankenhaufen schwelten noch immer vor sich hin. Der Rauch kroch mit Katinka am Boden hin.

Katinka un de Tuffelrankenrauk

Et was inne Kréigstéit. Frümde Löie kaimen int Land. Outbombte un Evakuierte outn Kuahlenpott, Fremdarbeiters out Polen un Rußland. »Frümd Volk«, sägg Papa daoto.

Katinka was en Polenmäken up Holtkämpers Haowe. Et saoh out, osse wenn't äis jüst out de Schoule kumen wöar. – Et was en Septemberdag. Tuffelrankenrauk toug üawer de Failer. Holtkämper ha en Tropp Fraulöie binänetrummelt ton Tuffeloutklaien. He toug en Faohr rundümme dat Tuffelfaild. Jede Fruwwe ha en afmiaten Stück outtoklaien. Se klaien, wat se klaien können. Kennäine woll sick seggen laoten, dat se to langsam wöar un dat ähretwägen dat Ganze nich widder ging. Äinige wöarn ok bange, dat de halfblinne Hektor ähr up de Hacken tratt, wenn Holtkämper aoll de naichsten Faohr plöige.

Dat Schwörreste bi de Arbäit was na nich maoll dat äiwige Wöihlen un Kratzen in de upploggten Ärdn. Dat Schwörreste was dat Widdersetten von de Tuffelkürwe. Se müssen jä kroupen bi ähre Kratzarbäit, un se können nich jedetmaol upstaohn, wenn de Kurf widdersettet werden moss. Dat he to lange douert. Se müssen bi't Widderkroupen den Kurf vörsetten. Un dat woard immer schwörre, je füll de Kurf woard.

Holtkämpers Korrad was daoto doar, de fullen Kürwe giegen léige intotouschen un de Tuffeln up den Kastenwagen to bringen. Dat dai he auk. Ower immer schön bedächtig. He ha nich den halfblinnen Hektor ächter sick. Wenn he sick met den Kürwetouschen ganz to viel Téit läit, dann räipen em de Fraulöie. Bloß Katinka, dat Polenmäken, raip nie na em. Et kaik sick faken ängstlik na den Hektor ümme un quiale sick af met den fullen Kurf. Katinka was nich graut un stark. Jedetmaol wenn

et den Kurf vörsette, saoh et binaoh so out, osse wenn et dr ächterhärfläoge. So moss Katinka sick int Töig leggen. Äinmaoll äs Katinkas Kurf aoll zimmlich full was, kamm Korrad met en léigen to ähr un sägg: »Na? – Wie stehts denn so mit uns?«

Katinka klaie widder un sägg nix.

»Du Ja sagen oder Nein?« –

Katinka klaie widder un sägg nix.

»Tschä! – Wenn de nix met mi to douen hääben wills!« – Korrad ging met den léigen Kurf wäg un lait den fullen bi Katinka staohn. Katinka richte sick up, läit sick up de Hacken fallen un wische sick met den Ärmel de Träönen out de Augen. – Ik laip na den Kastenwagen un woll en léigen Kurf fo Katinka halen. Dao räip Korrad üawert Faild: »Finger von die Dinger!« – Katinka kaik sick na Hektor ümme, stund upmmaol up un laip wäg. »Katinka, up dinnen Platz!« räip Korrad. Un äs Katinka staohn blaif un sick metn Ärmel de Augen outwische, räip Korrad wie'm en Röien räöppet: »Katinka, Platz!« Un Katinka kamm trügge un klaie widder Tuffeln out. Ik läip to ähr hen un sette ähr den Kurf widder. Un dat dai ik ok na, äs Korrad den Kurf léigmaket ha. Den ganzen Nommedag häf ik ähr den Kurf widdersettet. So kamm Katinka lichfärrig met. Se was wull nich stark, ower flink. Un nou wo se den schwaoren Kurf nich mä vo sick här quialen moss, was se met ähr Stück immer aoll lengest färrig, ähr dat de Hektor wiar rankamm. Dann kaik Katinka mi jedetmaol so komisch an, sägg ower nix. Ton Kaoffäi gaff se mi de Hälfte von den Tuffelstouten met. De häf mi schmäcket wie Wéihnachtskouken. Katinka ha schöne Augen.

Äs et so langsam döister woard, fräig Katinka: »Du morgen wiederkommen?« – Ower de naichsten bäiden Dage moss ik nan Wäßelbouern ton Tuffelrankentäihen. Wenn wi af un tou en Pärđ von em läihnen wollen, dann müssen wi daofo hen ton Arbeien, wenn he raip, Mama

ton Tuffeloutklaien un ik ton Tuffelrankentäihen. – As ik an’n drüdden Dag wiar Téit ha, läip ik middags na de Schoule butz nach Holtkämpers. Ik saoh aoll von wéiten, dat Katinka et nich mä so schwoar ha. Korrad läit ähren Kurf nich maoll half full werden, dann braoch he aoll en léigen ran. Äs ik na Katinka hending un ähr wiar den Kurf widdersetten wull, sägg se: »Nich nötig! – Is nich mehr nötig.«

Se sette sick up de Hacken un wische sick met den Ärmel wiar de Augen out. Un kaik mi an met en Blick, den ik miliawe nich mä vogiaten häwwe. Ik kann dat nich richtig beschreiben, wi Katinka mi ankieken häf. Se ha upmmaol de Augen von den hilligen Sebastian, de bi us in de Kiarken up den Séitenaltaor stund, fastebounen an en Baumstump, un met en Dutzend Piele in Arms un Baine un Léif.

Katinka häf mi bloß kuart ankieken. Dann läit se sick wiar na vörne fallen und klaie widder Tuffeln out. – Ik sette mi up dat Öiwer un läit Katinka nich out de Augen. Ower se kaik kenn äinziget Maol mä na mi rüawer. En Tuffelrankenhaupen schwele vo sick hen. De Rauk kraup met Katinka üawert Faild.

Ein guter Lehrer

Das wichtigste Ding in unsrer Schule war der Stock. Unser Lehrer hatte zwar auch eine Geige im Schrank. Aber damit konnte er nicht so gut umgehen. Die holte er nur einmal im Jahr heraus, und zwar immer dann, wenn das Winterlied wieder dran war:

»O wie ist es kalt geworden
und so traurig öd und leer.
Rauhe Winde wehn von Norden,
und die Sonne scheint nicht mehr.«

Außer der Geige befanden sich im Geräteschrank noch ein Lineal und ein Dreieck. Diese beiden Gegenstände wurden ein wenig häufiger gebraucht als die Geige. Noch häufiger waren Kreide und Tafellappen und Schwamm im Einsatz. Aber am häufigsten von allen Geräten wurde zweifellos der Stock gebraucht, und zwar nicht der Zeigestock, sondern der Schlagstock. Der wurde erst gar nicht in den Schrank gelegt wie Lineal und Geige, der Schlagstock lag ständig griffbereit neben Kreide und Tafellappen. Oft legte ihn der Lehrer auch stundenlang gar nicht aus der Hand. Etwas mußte er immer in der Hand haben, Stock oder Kreide oder Schlüsselbund oder die Kohlenschaufel. Wenn er nichts in der Hand hatte, knöpfte er pausenlos seine Jacke zu und auf und zu und auf. Man konnte es nicht mit ansehen, der arme Knopp, was mußte der aushalten. Da war es fast beruhigender zuzuschauen, wie der Schlagstock von der einen in die andere Hand und von der anderen in die eine Hand wanderte, bis er mal wieder auf dem Rücken eines Mitschülers tanzte. Sehr gefährlich war in dieser Hinsicht die erste Unterrichtsstunde. Der Lehrer mußte wohl regelmäßig schlecht geschlafen oder schlecht gefrühstückt haben oder sonst was. Jedenfalls fing fast jeder

Tag mit Schlägen an. Nicht selten traf es völlig Schuld- und Ahnungslose. Z. B. hielt ich einmal die Tür zur Klasse zu, so daß ein paar Nachzügler nicht rein konnten. Auf einmal gab es einen sehr kräftigen Ruck an der Tür. Ich wußte sofort, daß das der Lehrer war. In meiner Not gelang es mir sogar, die Tür noch einmal zuzuziehen und dann schnell auf meinen Platz zu springen. Direkt neben der Tür vor einer Landkarte stand Heiner, der die Emsquelle oder die Hauptstadt oder sonst was auf der Karte suchte und von dem Vorgang an der Tür nichts mitbekommen hatte. Den unschuldigen Heiner schnappte sich der Lehrer, legte ihn über die Bank und verprügelte ihn fürchterlich, nur weil er nahe an der Tür gestanden hatte. Der Lehrer hatte sich buchstäblich den nächstbesten geschnappt. Und niemand konnte es wagen, zu fragen, warum er verprügelt worden war. Zur Antwort hätte er eine zweite Tracht bekommen, damit ihm Aufsässigkeit und Respektlosigkeit beizeiten ausgetrieben würden. – Ein anderes Beispiel: Eines Morgens kam er herein, sprach das Vaterunser und Ave-Maria, griff den Schlagstock und fragte: »Wer hat die Fensterscheiben am Toilettenhäuschen eingeworfen?« Niemand meldete sich. Die Scheiben im Scheißhaus waren schon etliche Jahre kaputt, weiß der Teufel wie. Als sich niemand schuldig bekannte, ging er mit seinem Stock ans Werk, und da es ihm wohl zu mühsam war, die ganze Klasse zu verprügeln, nahm er einfach die vier Schüler der ersten Bank und die vier Schüler der letzten Bank als Sündenböcke und verprügelte sie stellvertretend für alle, die zwischen der ersten und letzten Bank saßen. Ich saß in der letzten Bank. Eine unbeschreibliche Wut stieg in mir auf, als ich die Schläge bekam, und einen Augenblick lang wollte ich dem Lehrer mein Taschenmesser in den Bauch rammen, aber nur einen Augenblick lang, dann stand die Übermacht des Lehrers mir wieder klar vor Augen, denn hinter dem Lehrer

stand mein Papa, der stark war wie ein Stier, und hinter Papa stand der Pastor, dem der liebe Gott und der böse Teufel zur Verfügung standen. Ich weinte nur noch still in mich hinein. Die Mädchen durften das natürlich nicht merken, und ich schnitt Grimassen, die zeigen sollten, daß mir das Ganze nichts ausmachte und daß ich mich nicht unterkriegen lassen würde. Ich spürte die Ohnmacht meiner Wut und die Jämmerlichkeit meiner Grimassenschneiderei und weinte um so bitterlicher nach innen.

Vor allem legte ich Wert darauf, daß die Hildegard nicht merkte, wie zerschlagen ich war. Ich wagte es den ganzen Morgen nicht, offen zu ihr rüberzuschauen. Wie mußte ich in ihren Augen dastehen, einer, der sich ohne Grund verprügeln läßt wie ein feiger Hund, der den Schwanz einkneift, statt dem Übeltäter an die Kehle zu springen, wie es nicht nur der Mut, sondern auch die Gerechtigkeit gefordert hätte. Ob sie mich überhaupt noch beachten würde, wenn ich die hundert Meter schneller lief als alle anderen und wenn ich im Ringkampf fast immer oben blieb, auch wenn meine Gegner größer waren als ich. Ich hatte das Gefühl, daß alle Siege, die ich errungen hatte, weggewischt wurden durch die Feigheit, mit der ich ungerechte Schläge hinnahm, ohne mich zu wehren. Und es war mir sofort klar, daß ich irgendein dolles Ding machen mußte, um aus der Zerschlagenheit herauszukommen. Ich mußte zeigen, daß ich Mut hatte. So zog ich mittags auf dem Heimweg von der Schule meine Holzschuhe aus, kletterte auf das Geländer der Brücke, die über die Autobahn führte, und turnte darüber hin wie ein Seiltänzer, begleitet vom Hallo und Bravo der Jungen und von staunenden Ah- und Oh-Rufen der Mädchen, bis zum anderen Ende der Brücke. Obwohl ich bei meinem halsbrecherischen Gang das schmale Geländer nicht aus den Augen lassen durfte, schielte ich doch mal kurz zu Hildegard hinüber. Ich glaubte ein

Glänzen in ihren Augen zu erblicken, als ob sie sagen wollte: »Ich hab's ja immer gesagt, daß er ein doller Kerl ist. Da seht ihr's.« So was hatte sie in Wirklichkeit nie gesagt. Sie hatte immer nur die Augen niedergeschlagen, wenn ich sie deutlich anschaute, und war ein bißchen rot geworden und hatte ein wenig gelächelt, ein vielsagendes Lächeln. Als ich nach meiner Großtat vom Brückengeländer heruntersprang, sah ich ihr voll in die Augen. Das Glänzen war unübersehbar. Aber sie guckte sofort auf den Boden, wurde ein bißchen rot und lächelte ein vielsagendes Lächeln, und ich zog meine Holzschuhe an und ging halb glücklich und halb unglücklich nach Hause. Von diesem Tag an führte der Heimweg von der Schule für mich regelmäßig über das lange und schmale Geländer der Autobahnbrücke. Autofahrer auf der Autobahn, die mich da oben balancieren sahen, fuhren manchmal schnell auf den Parkplatz an der Seite, stiegen aus und drohten mir mit der Faust herauf. Aber dann war ich inzwischen längst am anderen Ende der Brücke angelangt, sprang ab und ging vergnügt über das Aufsehen, das ich erregte, nach Hause. Man nahm mich zur Kenntnis, wildfremde Autofahrer aus Berlin oder Köln oder wo immer sie herkommen mochten schenkten mir Beachtung. Mama durfte von meiner täglichen Seiltänzeri ohne Netz natürlich nichts erfahren. Sie wäre vor Angst gestorben. Sie war nun mal so ängstlich. Ich fühlte mich nach einiger Zeit als Jongleur auf dem Brückengeländer ganz sicher. Und wenn ich an das stille Glänzen in Hildegards Augen dachte, dann schien mir das Risiko, zehn Meter tief auf die Autobahn zu fallen, womöglich just vor einen dicken Brummer, immer wieder lohnend zu sein.

Jeder Tag in der Schule begann mit Religionsunterricht. Hauptgegenstand des Religionsunterrichts war nicht die Biblische Geschichte, sondern der entsetzlich langwei-

lige und unverständliche Katechismus. Und unser Lehrer war ein frommer Mann. Er begnügte sich nicht damit, daß wir die dickgedruckten Merksätze des Katechismus aufsagen konnten. Nein, wir mußten auch das Kleingedruckte Wort für Wort daherleiern, obwohl wir, die wir zu Hause alle nur Plattdeutsch sprachen, die komischen Ausdrücke und Sätze des Katechismus nur halb verstanden. Es gab einige Schüler, die beim Katechismusabfragen jeden Tag Prügel bekamen, weil sie entweder das unverständliche Zeugs einfach nicht behalten konnten oder weil sie lieber Schläge beziehen wollten als die schönen Nachmittage mit stundenlangem Katechismuslernen kaputt zu machen. – Ich hatte Gott sei Dank ein gutes Gedächtnis. Und wie ich in der Meßdienerstunde das lateinische Confiteor abspulte, ohne zu verstehen, was ich da sagte, so machte es mir auch keine großen Schwierigkeiten, das Chinesisch des Katechismus in der Religionsstunde daherzuleiern. Und so wurde ich ein »guter Schüler«.

Unser Lehrer war ein guter Lehrer. Das war allgemein bekannt. Er brachte den Schülern etwas bei, vor allem den Katechismus, Gebote, Verbote, Merksätze, Lehrsätze. Das war das Wichtigste. Rechnen und Lesen und Schreiben, darauf konnte man zur Not verzichten. Wann brauchte man das schon. Wann die Kartoffeln gepflanzt wurden, und welchen Kunstdünger man auf die Roggenfelder streuen mußte, womit man am besten die Schweine mästen konnte, und wieviel Salz und Pfeffer und Zwiebeln in die Blutwurst hineinmußten, alles was wichtig war für dieses Leben auf der Erde, das konnte man lernen, ohne viel rechnen und lesen und schreiben zu können. Die Schule war mehr dazu da, auf das jenseitige Leben vorzubereiten, den Schülern das schmale Pättken zum Himmel zu zeigen und die breite Autobahn zur Hölle. Deshalb war der Katechismus auch das wichtigste Schulbuch. Wenn es Zeugnisse gegeben hatte,

warf Papa nur kurz einen Blick auf die Note in Religion. Alles andere würdigte er keines Blickes. Aber wehe, wenn in Religion nicht mindestens ein »Gut« dastand! Weil ich ein gutes Gedächtnis hatte, hatte ich in Religion meistens »Sehr gut«. Und so wurde ich ein »guter Junge«. Unser Lehrer war wie gesagt ein guter Lehrer. Das konnte man vor allem daran sehen, daß er jeden Sonntag in der Kindermesse bei seinen Schülern in der Bank für die Widei-Schule saß und nach dem rechten sah, und zwar auch dann noch, als Hitler schon am Ruder war und die Lehrer nicht mehr so sehr vom Wohlwollen des Pastors abhängig waren.

Von der Schule könnte ich noch viel erzählen. Ich will nur noch sagen, daß der Schlagstock nicht deswegen eine so große Rolle spielte, weil unser Lehrer Spaß daran gehabt hätte, uns zu verprügeln. Er tat nur seine Pflicht oder das, was er für seine Pflicht hielt. Er hatte ja schließlich auch mal einen Lehrer gehabt. Und außerdem wußte er sich wohl auch nicht anders zu retten. Er allein hatte alle acht Jahrgänge zu betreuen. Und außerdem muß ich noch sagen, daß immerhin an einem Tage des Jahres der Schlagstock nicht gebraucht wurde, nämlich am Namenstag des Lehrers. Wir schmückten dann am Nachmittag vorher mit Girlanden und Blumen das Klassenzimmer, schrieben mit bunter Kreide in Schönschrift an die Tafel »Vivat, vivat Anton!« und befestigten am Schlagstock viele bunte Papierrosen. So waren wir wenigstens an einem Tag im Jahr vor Hieben geschützt. Aber schon am Tage nach dem Namenstag riß er regelmäßig die schönen Papierrosen in Fetzen vom Stock herunter, warf sie in den Papierkorb und waltete seines Amtes als guter Lehrer.

En gouen Lährer

Dat wichtigste Dingen in usse Schoule was de Stock. Usse Lährer ha wull auk en Vigeleinen in'n Schranke. Ower dao konn he nich so gout met ümmeaohn wi met den Stock. Jedenfalls häil he de Vigeleinen män äinmaoll in'n Jaohre harout, mäist kurt vo Weihnachten, wenn et Schnäi gieben ha un wenn dat Winterlied inübet werden moss: »O wie ist es kalt geworden / und so traurig öd und leer. / Rauhe Winde wehn von Norden, / und die Sonne scheint nicht mehr.«

Bi de Vigeleinen in'n Schranke lag na en Linegal un en Dreieck. Düsse bäiden Dinger wörn aoll äwas mehr brouket aosse de Vigeleinen. Na mehr wörn Kreide un Taofel-Lappen un Schwamm insettet. Ower am mäisten von aolle Saken word de Stock brouket. Nich de »Zeigestock«, näi de richtige Stock. De word äis ganich in'n Schrank läggt wi Linegal un Vigeleinen, näi de Stock lag immer praot bi Kreide un Taofel-Lappen. Faken läg em de Lährer auk stundenlang garnich out de Hand. He moss immer wat inne Hand hääben, Stock orre Kreide orre Schlütels orre Kuahlen-Schouten. Wenn he nix in de Hand ha, mäik he den middelsten Knaup an sinne Jacken laoss un tou un laoss un tou un laoss un tou. Man konn't nich met ansäihen. De arme Knaup, wat moss de outhaulen! Dao was et binaoh lichter antosäihen, wi de Stock von de äine in de annere Hand wannere un von de annere in de äinen, bis he maoll wiar up usse Rüggen danze.

De mäisten Schläge gaff et butz muorns in de äisten Stunne. De Lährer moss wull jeden Dag schlächt schlao-pen orre schlächt draomt orre schlächt fröihstücket hääbm orre wäit de Döiwel wat. Jedenfalls feng de Schoule binaoh jeden Muorn met Schläge an. Un et was ganich sälten, dat es ganz Unschüllige drapp.

Äinmaoll hell ik muorns de Klassenzimmer-Döier tou, dat en paar, de reklich late kaimen, nich mä harinkönnen. Ik was stark, un wenn ik de Döier touhell, dann kraig se käiner so lichte laoss. Ower up äinmaoll gaff et en gewaltigen Ruck an de Döier. Ik wuß butz, dat dat bloß de Lährer sein konn. In minne Naut glücke et mi sogar, dat ik de Döier namaoll toutäihen konn. Un ähr dat de Lährer ton tweddenmaol rait, was ik up min'n Platz sprungen un satt dao ganz unschüllig. In de Naichte von de Döier stund Pollmeggers Heinz vo en Landkaorten. He soch de Emsquellen orre de Provinzialhauptstadt orre süss wat up de Kaorten un ha nix daovon metkriegen, wat an de Döier laoss was. De Lährer schnappe sick den Heinz, lägg em üawer de Bank un vosuohle em den Ächtersten, bloß wäil he in de Naichte von de Döier staohn ha. De Lährer ha sick wi'm so segg den Naichstbesten schnappet. Un kennäiner konn sick truggen to fraogen, worümme he Schläge kriegen ha. De Lährer he em met ne twedde Tracht ahfert, dat em dat biteiten outdriewen wör, upsässige Fraogen to stellen, un den Lährer aohne Respäkt int Gesichte to keiken.

En anner Beispill: Äines Muorns kamm he harin, bä dat Vaterunser un dat Gegrüßteistdumaria, graip den Stock un fräig, wecker de Fensterscheiben in dat Scheithöisken kaputtschmieten he. Kennäiner melle sick. Nich wäil sick käiner trugge. De Scheiben wörn aoll jaohrelang kaputt, un ik glaiwe, et wuß käiner mä, wi dat tougaohn was un wecker dat maket ha. Et konn sick kenner melden. Un doch ging de Lährer met sin'n Stock ant Wiark. De ganzen Klasse dörtomaihen, dat wör em doch wull to viel worden. Dorümme namm he sick bloß de äiste un de leste Bankreige vo. De dao inne saiten, kriegen en onnik Fouer Schläge äs Sünneböcke fo aolle de, de tüschen de äiste un de leste Bank saiten.

Ik satt in de leste Bank. Äs ik de Schläge kraig, kraig ik togleik sonne Wut, dat ik den Lährer min Taschenmäst

in den Bouk stiaken wull. Ower bloß en Augenschlag woll ik dat, dann stund mi sinne Üawermacht wiar klaor vo Augen. Ächter den Lährer stund min Vater, de na härrer schlaon kann äs de Lährer. Un ächter min Vater stund de Pastouer, de den läiwen Härgott un den baisen Döiwel up sinne Seite ha. Wat söll'm daotiegen maken. Ik ha dat Mäst in de Hand, ower ik kraig et nich out de Taschen. Ik sacke in mi tohaup un moß greinen wi en klein Keind, un daobei was ik doch aoll in'n achten Schouljaohr. De Lötens (Wichter) dröffen dat natürlich nich miarken, dat ik grain. Ik schnaid Grimassen, de weisen söllen, dat mi dat Ganze nix outmäik un dat ik mi nich unnerkreigen läit. Ower na binnen moß ik widdergreinen. Ik schlauk de Träönen harunner, so gout et ging.

Of Hanna wat miarket ha? Hanna söll nich wieten, dat ik mi so kläin kreigen läit. Hanna was dat Löit, wo ik bi hellichten Dage stundenlang von draimen kann. Ik was bange, dat et mi nich mä ankeiken dai, wenn et miarket he, wi kaputt ik was. Den ganzen Mourn häw ik et nich waoget, na et rüawertokeiken. Wi moß ik in seine Augen nou daostaohn, enner de sick aohne Grund vohowwen läött, wi en feigen Röien, de den Stärt inknippet, statt den Käril an de Kiahle to springen, wi et nich bloß de Mout, sonnern auk de Gerächtigkäit volanget he. Of dat nou na Indruck up Hanna maken könn, wenn ik de hunnert Meter biater laip äs aolle annern, un wenn ik in'n Ringkampf binaoh immer baoben blaif, auk wenn de annern grötter wöarn äs ik? Mi was dat so äs wenn aolles, wat ik bis daohen wunnen ha, wi wägpoußet was, nou wo ik ungerächte Schläge hennahmen ha, aohne mi to wehren. Un et was mi klaor, dat ik en dullet Dingen maken moß, wenn aolle säihen sölln, wat ik von'n Käril was. Ik moß weisen, dat ik Mout ha. Un so toug ik Middags na de Schoule minne Holschen out, staig up dat Gelänner von de Brüngen, de üawer de Autobahn ging,

un turne Föitken vo Föitken daorüawerhen wi en Akrobat upm Säile. De Jungens räipen »Bravo«, un von de Löitens was en leiset »Ah« und »Oh« to haiern. Ik he to gärne wußt, wat Hanna fo Augen mäik. Ik draoff bi minnen gefäöhlicken Gang dat schmale Gelänner äinlick nich out de Augen laoten, kaik out de Augenwinkel ower doch maoll kurt na Hanna rüawer. Ik menn ik säöh en Glanz in sinne Augen, so äs wenn et seggen wull: »Ik häwwe't jä immer säggt! Nou säihet Ji et aolle, wat he von'n Kärl is!« – Sowat ha Hanna in Würklichkäit nie säggt. Et ha immer bloß na unnen kieken, wenn ik et richtig in de Augen kaik, was en bitken raut worden un ha en bitken lächelt, en Lächeln, wat viel bedöien konn. Äs ik na minne Heldentat up de annere Seite von de Brügggen von dat Gelänner harunnersprang, kaik ik Hanna in de Augen. De Glanz was ganich to üawersäihen. Ower Hanna kaik sobutz wiar up de Ärden, woard en bitken raut un lächele en bitken, dat Lächeln, wat viel bedöien konn. Ik toug minne Holschen wiar an un ging na Hous, half glücklich un half unglücklich. Von düssen Dage an ging mein Schoulwäg middags immer üawer dat lange un schmale Gelänner von de Autobahnbrüggen. De Autofahrers up de Autobahn, de mi dao baoben balangsieren säöhen, fäönn mannigmaoll eilig up den Parkplatz an de Seite, stiegen out un dröwwen met de Foust harup. Ower in de Tüschenteit was ik mäist aoll up den annern Enne von de Brügggen, sprang harunner, ging na Hous un fröwwe mi üawer dat Upsäihen, dat ik tostanne braocht ha. Man konn mi nich üawersäihen, man konn nich douen, osse wenn ik nix wöär. Wildfrümde Autofahrers out Köln orre Berlein orre wo se aolle denkumen möchen, kieken up to mi. Mama draoff von meine Säildanzerige aohne Netz natürlich nix gewahr werden. Se wöär süss vo Naut stuarben. Se was nou maoll so ängstlick. Ik foll mi na äinige Teit äs Jonglör up den Brüggengelänner ganz sieker. Un

wenn ik an den stillen Glanz in Hannas Augen dach, dann menn ik, dat Risiko, teihen Meter däip harunner up de Autobahn to fallen, womöglich jüst vo so'n dicken Brummer, düt Risiko dai sick immer wiar launen.

Ower trügge to ussen gouen Lährer, de mi met de ungerächten Schläge up dat Brüggengelänner drieben ha. De Schoule feng jeden Dag met ne Religiouns-Stunne an. Ower in düsse Stunne ging et mäist nich üm de Biblische Geschichte, de jä an wat Steien na ganz intressant was, näi et ging binaoh immer üm den schrecklich langweiligen Kattismus. Usse Lährer was en frumen Mann. He gaff sick nich daomet tofrähn, wenn wi de fätt drucketen Sätze out den Kattismus upseggen können. Näi wi müssen auk dat Kläindruckete Wouert fo Wouert herunnerhaspeln. Un daobei können wi, de tohouse bloß Plattdöitsch köiern, de komischen Outdrücke un Sätze out den Kattismus män half vostaohn. Von vonünftige Löie hann wi so'ne Spraoke, wi se in den Kattismus stund, na nie haott.

Et gaff äinige Schöilers, de bi'n Katissenupseggen jeden Dag Schläge kriegen, wäil se dat Wiarks, dat se nich verstünnen, äinfach nich behaulen können, orre wäil se läiwer en pa Stockschläge outhaulen wollen osse de schönen Nommedage met stunnenlangen Katissenlernen kaputt to maken.

Ik ha Gott sei Dank en gout Gedächtnis. Un wi ik in de Missedäinerstunne dat lateinske Confiteor afspoule, aohne to vostaohn, wat ik dao sägg, so mäik et mi auk kenne graute Möihe, dat Katissen-Chinesisch in de Religiounsstunne harunnertolaiern. Un so word ik en »gouen Schöiler«.

Usse Lährer was en gouen Lährer. Dat säggen se aolle. He broch den Blagen wat bei, hauptsächlich den Kattismus. Dat was dat wichtigste. Riaken un Läsen un Schreiben dao kom'm teiternaut up vozichten. Wecker brouke dat dann!

Wonnär de Tuffeln plantet werden möttet, un wat fo'n Kuhstdünger up dat Roggenfaild strögget werden mott, met wat fo Fouer de Schweine an besten mäsetet werd, un woviel Saolt un Piaper in de Bloutwuarst harin mott, – aolles wat wichtig was fo düt Ärden-Liaben, dat konn'm lernen, aohne sick viel met Riaken un Läsen un Schreiben aftogeben. De Schoule ha mehr de Upgawe, den Menskenkinnern ne Outstöier fo dat äiwige Liaben üa- wer de Wolken meie to gieben, un to weisen, wi schmall dat Pättken na'n Hiemel was un wi bräit de Autobahn na de Hölle. Dorümme was de Kattismus ok dat wichtigste Schoulbouk.

Wenn et Zeugnisse gieben ha, kaik usse Vader mäist bloß nao, Wat wi in Religioun kriegen hann. Dat annere laip so meie, dao kümmer he sick nich ümme. Ower wehe, wenn in Religioun nich minnestens en »Gut« daostund! – Ik ha in Religioun mäistens »sehr gut«, wäil ik en gout Gedächtnis ha. Un so word ik en »gouen Jungen«.

Usse Lährer was en gouen Lährer. Dat konn'm besonn- ers daoanne säihen, dat he jeden Sonndag in de Kinner- missen bi seine Schöilers in de Wei-däi-Bank satt un na'm Rächten saoh, auk dann na, äs Hitler aoll ant Ru- der was un de Lährers den Pastouer nich mä so na de Müssen danzen mössen.

Von de Schoule könn ik na viel votellen. Ik will bloß na düt seggen: Dat de Stock in usse Schoule sone graute Rolle spiele, lagg nich daoanne, dat de Lährer dao Spaß anne ha, us den Rücken to kloppen. He dai män bloß sinne Pflicht orre dat, wat he äs sinne Pflicht ansaoh. He ha jä schließlich auk maoll en Lährer hat, de em Wat beibraocht ha. – Vollichte wuß he sick ok äinfach nich anners to retten äs met den Stock. He aolläine ha jeden Dag aolle acht Jaohrgänge fo sick sitten. Un äinmaoll in'n Jaohre gaff et ok en Dag, wo de Stock in usse Schoule nich brouket word. Dat was de Namensdag von

ussen Lährer. Den Nommedag vohär schmücken wi dat Klassenzimmer immer met Girlanden un Bloumen, schrieben met bunte Kreide in Schönschrift »Vivat vivat Anton!« an de Taofel un vozieren den Stock met viele bunte Papeir-Rausen. So wöarn wi wäinigungs äinen Dag inn Jaohr vo Stockschräge sieker. Ower aoll den naichsten Dag rait he jedet Jaohr de schönen Papeir-Rausen in Fätzen von den Stock harunner, schmeit se in den Papeirkurf un was wiar ganz de aule un dai sinne Pflicht äs en gouen Lährer. – Aolle Kamellen von Anno Toback, menns du? Vodo di nich! Dat is na nich so lange här, äs et schinnt. De Löie, de in söcke Schouls ähre Striemen afkriegen hätt, laupet di jeden Dag üawern Wäg. Se sind vondage na in de besten Jaohre. Se hätt dat Seggen in ussen Laune. Et kann nich schaden, wenn du wäiß, wat düsse Löie in de Schoule lährt hätt.

Erzengel und Jungfrau im Totenkeller

Nachdem Annegret Hempkensamtenschnieder den schönsten Sommerapfel der Welt, den ich ihr schenken wollte, verschmählt hatte, mich einfach da stehen ließ und mit nichtigem Geplauder wegfuhr, und als ich dann die tausend Fetzen meines dicken Liebesbriefes im Wühlbach davonschwimmen sah, da kam mir die Idee, auf alle Mädchen und Frauen der Welt zu verzichten und lieber Pastor oder Pater zu werden. Aber ich saß im achten Schuljahr der Volksschule und war nicht auf einem Gymnasium, wie man das sein mußte, wenn man ›Geistlicher‹ werden sollte. Auf den Gedanken, mich zum Gymnasium zu schicken, wären meine Eltern nicht im Traum gekommen. Wie sollten sie auch! Sie hatten Last genug damit, alle zehn Kinder satt und groß zu kriegen. Den Sohn eines Maurers zum Gymnasium zu schicken, das war nicht drin. Es war also schon eine ziemlich kühne Idee von mir, Pastor werden zu wollen oder sowas Ähnliches. Aber die Sache war doch nicht ganz unmöglich, denn wenn einer Geistlicher werden wollte und auch nach Meinung des Pastors, der ein Sittenzeugnis ausstellen mußte, das Zeug dazu hatte, in seine Fußstapfen zu treten, dann fanden sich irgendwie Mittel und Wege, einem solchen Knaben Latein und Griechisch beizubringen und ihn in einem bischöflichen Konvikt für den Posten eines Statthalters des römischen Pontifex maximus zu präparieren.

Daß ich nach dem Sittenzeugnis des Pfarrers für geeignet befunden wurde, Geistlicher zu werden, das überraschte mich doch einigermaßen, zumal ich ja schon als kleiner Dotz schwerwiegende Glaubenszweifel bezüglich der Jungfräulichkeit der Gottesmutter Maria zu beichten gehabt hatte. Aber solche gravierenden Dinge hatte ich eben nicht beim Pastor gebeichtet. Mit solchen Sachen war ich zu einem ›fremden Beichtvater‹ gegangen, ich

war ins Nachbardorf gefahren, wo mich niemand kannte.

Kurz und gut: Ich kam in eine Klosterschule der Weißen Väter. Das Hauptgebäude des Klosters war in der Form eines großen liegenden Kreuzes gebaut und hieß deswegen Kreuzburg. Nachdem die Klosterschulen von den Nazis aufgelöst worden waren, hatte man im Krieg das Vinzens-Krankenhaus aus der Stadt ins Klostergebäude verlegt, da in der Stadt alles, auch das Krankenhaus, von den Bomben der Amerikaner zerstört oder lädiert war. Jetzt, unmittelbar nach dem Kriege, war die Kreuzburg immer noch von den Vinzentinerinnen mit ihren Kranken besetzt. Die Klosterschule wurde in einem Nebengebäude wiedereröffnet. Unser Schlafsaal war in einem Nebengebäude des Nebengebäudes, nämlich im ehemaligen Hühnerstall. So wurden wir frühzeitig auf unwirtliche Lebensbedingungen vorbereitet, wie sie den Weißen Vater ja später bei den Negern im Afrikanischen Busch ohnehin erwarteten. Zwischen Haupt- und Nebengebäude verlief eine unsichtbare Trennungslinie, die sich durch Garten und Waldstück in Form eines Drahtzauns fortsetzte. Auf der einen Seite die Weißen Väter im Beduinenlook mit rotem Fez, auf der anderen Seite die Vinzentinerinnen mit den abenteuerlichen weißen Flügelhauben, wie sie Bretonische Bäuerinnen im Mittelalter getragen haben sollen. Auf der Seite der Patres hatten sich natürlich auch die Klosterschüler aufzuhalten, auf Seiten der Vinzentinerinnen die weltlichen Krankenschwestern und Küchenmädchen und Putzfrauen. Kontakte über den Zaun hinweg, etwa im Wald – an sich wohl denkbar –, waren schwer herzustellen, da ja ständig so viele Augen wachten und sich gegenseitig in der Linientreue bestärkten.

An den Sommerabenden, wenn wir schon um 9 ins Bett mußten, aber wegen der brütenden Hitze unter dem

Flachdach des Hühnerstalls und wegen der dauernd sirrenden und pieksenden Mücken nicht einschlafen konnten, zumal es draußen noch hell war und wir keine Gardinen zum Abdunkeln hatten – an warmen Sommerabenden also wanderten von den Strohsäcken der Klosterschüler neugierige und sehnstüchtige Blicke hinüber in die Zone jenseits der Demarkationslinie, wo junge und alte Nonnen, in Gebetbücher vertieft, auf und ab gingen. Die Tracht der Vinzentinerinnen war ziemlich aufregend. Ihr Kleid saß eng auf Taille, das Oberteil straff anliegend, so daß man nicht darauf angewiesen war, die Weiblichkeit des Oberkörpers errahnen zu müssen. Der Kleiderrock dagegen, bis auf die Füße reichend, war so weit zugeschnitten, daß hinter den gekräuselten, gerafften und gefalteten Stoffmassen auch nicht die Spur eines Körpers zu entdecken war. Ein halbes Dutzend Kinder hätte sich schätzungsweise ganz gut unter so einem Vinzentinerinnenrock verkriechen können. Lauter potentielle Schutzmantelmadonnen oder vielmehr Kleiderrockmadonnen. Sie hatten das Gelübde der Jungfräulichkeit abgelegt, die weiten Mutterröcke waren also eigentlich ziemlich unsinnig. Sie hatten nur den Sinn, zu verbergen, daß so eine Nonne auch einen richtigen Bauch, einen richtigen Hintern und richtige Beine hatte. Auch beim Gehen traten keine Körperteile hervor. Die Schwestern bewegten sich wie Statuen auf Schlittschuhen. Wir konnten sie von unseren Betten aus im Liegen gut beobachten, weil unsere Hühnerstallfenster fast bis zum Boden reichten. Als »Braut Jesu« bezeichnete sich jede Schwester und trug einen goldenen Gelöbnisring. Ob es ihnen gar nichts ausmachte, daß dieser Jesus so viele Bräute hatte? Und warum eigentlich nur Braut Jesu bis in alle Ewigkeit? Warum nicht nach angemessener Erprobungszeit »Ehefrau Jesu«? Zur Kennzeichnung enger Verbundenheit und Zugehörigkeit wäre die Vorstellung von der Ehefrau doch noch besser gewesen. Oder

ließen sich mit dem Sakrament der Ehe keine so schön geistlichen Beziehungen verbinden wie mit der altfränkischen Brautschaft, wo man noch auf das Eigentliche wartete und also noch hoffen konnte?

Jenseits der Demarkationslinie tauchten nicht nur vermummte Nonnen, sondern auch weltliche Krankenschwestern auf, die zwar auch ihre Knie versteckt hielten, sonst aber wie richtige Fraumenschen aussahen. Und dann waren da noch die Küchenmädchen, die unverhohlen zu uns rüberguckten, sich in die Rippen stießen und kicherten, sich gegenseitig etwas in die Ohren flüsterten und kicherten, komische Sprünge machten wie Fohlen auf der Weide – und kicherten, und immer wieder zum Hühnerstall rüberschauten und kicherten und kicherten. Sie trugen leichte bunte Sommerkleidchen. Sie zeigten blanke Arme und bloße Knie, und wenn sie ihre Fohlensprünge machten, dann war da noch einiges mehr zu sehen. Und mancher Klosterschüler wälzte sich unruhig in seinem Bett oder lag ganz steif wie eine Puppe, faltete die Hände auf der Brust – nicht auf dem Bauch! – und betete das Stoßgebet »Sub tuum praesidium confugimus, sancta Dei Genitrix ...« Dies Stoßgebet hatte Pater Spiritual uns warm empfohlen, wenn Gefahr drohe. Wer nie Klosterschüler war, wird kaum begreifen können, was für eine Gefahr ein paar locker herumhopsende Küchenmädchen für einen auf knistern-dem Strohsack liegenden Klosterschüler darstellen können.

Mich regten die Mädchen weniger auf. So einer hatte ich den schönsten Sommerapfel der Welt schenken wollen. Die weltlichen Krankenschwestern in ihrer adretten blauweißen Kluft fand ich schon interessanter, aber den Schlaf raubte mir eine junge Vinzentinerin, die ich von weitem an einer bestimmten Neigung des Kopfes erkannte. Wenn sie da drüben jenseits der Trennungslinie auf und ab ging, konnte ich keinen Blick von ihr lassen.

Und solange in ihrer Zelle Licht brannte – auch das konnte ich von meinem Bett aus sehen, ich hatte einen Fensterplatz –, konnte ich nicht einschlafen. Manchmal, wenn auch nur selten, war ihr Schattenriß hinter den Gardinen sichtbar, ein wenig unscharf zwar, aber doch ganz deutlich erkennbar. Sie hatte ein Profil, das war – mir fällt kein richtiges Wort dafür ein, aber ich blieb manchmal stundenlang wach, um es kurz von ferne zu sehen. Wegen der Demarkationslinie zwischen Schwestern- und Patres-Zone gelang es mir nur selten, sie von nahem zu sehen. Aber es gab einen Berührungspunkt zwischen Schwesternhaus und Klosterschule, das war die Kapelle im Hauptgebäude, die an Sonn- und Feiertagen zu festlichen Hoch- oder Levitenämtern sowohl von den weiblichen als auch von den männlichen Asketen gemeinsam benutzt wurde. Für den Alltagsbedarf hatten die Patres im Nebengebäude über den Schweineställen eine kleine Kapelle eingerichtet, damit der Eiserne Vorhang nicht durch fromme Übungen täglich durchlöchert werden sollte. Aber für ein Levitenamt mit Drei-Mannhoch am Altar und mit mindestens einem Dutzend Meßdienern war die Notkapelle einfach zu klein. An sich mochte ich die winzige Kapelle im Nebengebäude recht gern. Sie war nicht höher als ein normales Zimmer. Nirgends ein Ausbruch aus menschlichen Dimensionen, nirgends ein Aufschwung in übermenschliche Regionen, auch kein »Aufzug zum Himmel« in diesem Kapellen-Zimmer, gebeichtet wurde auf den Zimmern der Patres zwischen Schreibtisch, Stuhl und Strohsack. Außerdem gefiel mir die kleine Kapelle auch deswegen noch gut, weil es hier immer ein bißchen nach dem darunter liegenden Schweinestall roch, das machte sie noch menschlicher. Hier konnte man zu sich selbst kommen. Trotzdem konnte ich die Feiertage kaum abwarten, an denen wir in die große Kapelle der Kreuzburg gingen. Dann konnte ich nämlich meine verehrte Schwester

Ambrosia ganz nahe vor mir sehen, und zwar nicht nur von hinten und unter Augenverrenken, nein ich konnte ihr richtig ins Gesicht, in die Augen sehen und brauchte mich dabei nicht einmal zu verstecken, es war legitim. Schwester Ambrosia spielte nämlich beim Gottesdienst das Harmonium – eine Orgel gab es bei den armen Weißen Vätern nicht – auf der Empore. Und ich – ich Glückspilz – war Vorbeter, weil ich gut lesen konnte, und Vorsänger, weil ich eine ganz gute Stimme und ein gutes Gedächtnis für Melodien hatte, von Noten verstand ich nicht viel. Als Vorsänger durfte, ja mußte ich natürlich beim Organisten auf der Empore sein, also bei der Harmonium-Spielerin, also bei Schwester Ambrosia. Wir mußten uns mit den Augen über Ende des Vorspiels und Einsatz des Gesangs verständigen, wir mußten uns ansehen, ich durfte sie ansehen, unverhüllt und oft auch lange, wenn das Vorspiel lang war und ich auf meinen Einsatz wartete und pflichtschuldigst an ihren Augen hing, während sie angestrengt auf die Noten blickte. Dabei sah ich natürlich auch ihren Mund, ihre Lippen, die sich beim Harmoniumspiel leicht bewegten und immer neue Bogenformen bildeten, ohne daß dabei der Mund sich öffnete. Und wenn der Priester am Altar nicht den richtigen Ton fand und sie am Harmonium auf eine neue Tonlage umschalten mußte, dann machte sie immer den Mund auf und nahm die Zunge zwischen die Zähne. Das sah sehr süß und lustig aus. Aber schön war sie, wenn sie den Mund geschlossen hielt und nur die leichte Bewegung der Lippenbögen den Harmonienstrom begleitete und die Augen sich auf die Noten konzentrierten, bis sie mir mit einem kurzen Aufblick das Zeichen zum Einsatz gab. In dem Augenblick, wenn sie zu mir rüberblickte, fürchtete ich jedesmal, ich kriegte keinen Ton heraus. Aber sie blickte dann ja immer sofort wieder auf ihre Noten, und dann sang ich aus vollem Herzen »Ave maris stella«. Und ich sang, so schön ich

konnte. Jedenfalls sang ich so gut, daß ich keinen ernsthaften Konkurrenten bei Schwester Ambrosia hatte. Ein Jammer nur, daß so ein Hochamt immer so schnell vorbei war. Früher waren mir Hoch- und Levitenämter endlos lang vorgekommen. Jetzt konnten sie mir nicht lang genug sein. Zwar suchte ich mich nachher immer noch ein wenig nützlich zu machen mit Noten-Zusammenlegen und Harmonium-Abschließen und so, aber das waren nur Minuten, in denen ich noch bei Schwester Ambrosia sein konnte. Dann mußte ich gehen, für eine lange Woche weg aus ihrer Nähe. Wenn nicht zufällig ein Feiertag auf einen Wochentag fiel, konnte ich sie volle 6 (sechs) Tage lang nur aus einem Abstand von rund hundert Metern sehen, wenn sie das Nonnen-Brevier betend im Garten unter Apfelbäumen auf und ab ging und wenn ihr Schattenriß für kurze Zeit am Abend hinter den Gardinen ihres erleuchteten Fensters sichtbar wurde. Wenn in ihrem Zimmer die Deckenleuchte ausgeschaltet wurde, blieb immer noch eine Weile ein schwaches Licht an, vermutlich eine Nachttischlampe. Dann zog Schwester Ambrosia vermutlich das Kleid mit dem Schutzmantelmadonnenrock aus, der rundherum alles Körperliche verhüllte. Unter mir hörte ich den Strohsack knistern, wenn ich mir vorstellte, wie sie sich auszog, um ins Bett zu gehen. Der Strohsack knisterte ganz so, wie damals zu Hause das Stroh auf dem Heuboden beim Doktorspiel geknistert hatte, als ich dem großen Mädchen meinen Kopf auf die nackte Brust drückte, um das Herz zu untersuchen. An sowas dachte ich bei Schwester Ambrosia natürlich nicht. Sie war eine Nonne, und ich wollte Pater werden. Ich verehrte sie, ich betete sie an, aber ich durfte sie nicht lieben. Ob sie auch manchmal an mich dachte? Und ob auch sie mich vielleicht ein bißchen gern hatte? Natürlich nur so, wie es einer Nonne erlaubt war. An etwas anderes wagte ich ohnehin nicht zu denken. Sie war sehr freundlich zu

mir. Aber das war wohl ihr Naturell. Sie war auch zu anderen freundlich. Sie sah mich auch nie besonders an. Nur immer dieser kurze Augenaufschlag am Harmonium, wenn mein Einsatz fällig war.

Aber eines Sonntags, da hat sie mich doch ganz richtig angeschaut. Das Hochamt war zu Ende. Aber Schwester Ambrosia hörte noch nicht auf zu spielen. Sie machte ein Nachspiel, und zwar ohne Noten. Sie improvisierte irgendetwas, offenbar mit großer Hingabe, denn zum ersten Mal hatte sie den Mund beim Spielen leicht geöffnet. Man konnte sogar ihre Zähne sehen. Sie spielte mit geschlossenen Augen. Ich starnte ungeniert auf ihre Lippen, da ich mich unbeobachtet fühlte. Aber plötzlich machte sie die Augen auf, sah mich voll an und spielte und sah mich weiter an und spielte – volle Akkorde, fortissimo, und träumerische Träller, piano pianissimo – und ließ mich nicht mehr aus den Augen – bis zum melancholischen Schlußakkord. Dann schloß sie wieder die Lider, ließ den Kopf auf die Brust sinken und saß reglos vor dem Harmonium. Ich war ganz weg. Der Blick von Schwester Ambrosia war mir durch und durch gegangen, aber zugleich war so etwas wie eine Milchglasscheibe zwischen uns geblieben, sowas wie eine dünne Gardine, sowas wie ein Brautschleier. Eine Nonne verstand sich ja als Braut Jesu und trug einen Gelöbnis-Ring. An diesem Tag half ich nicht beim Noten-Aufräumen und so. Ich ging sofort raus. Ich weiß nicht recht, warum. So schön wie an diesem Tage hatte Schwester Ambrosia noch nie gespielt. Ich ging, nein ich schritt wie in einer feierlichen Prozession in den abgeäunten kleinen Buchenwald, legte den Kopf in den Nacken und sah die grünen Bäume in den blauen Himmel wachsen und stand zwischen den Stämmen wie einer von ihnen. Am Abend dieses Tages brannte lange das Licht in Schwester Ambrosias Zelle, und ich hörte bis spät in die Nacht ein leises Knistern in meinem Strohsack.

Nach diesem Sonntagshochamt mit dem vielsagenden Nachspiel war ich fast ständig – vor allem in den Latein- und Religionsstunden – damit beschäftigt, zu überlegen, wie ich es anstellen könne, häufiger in die Nähe von Schwester Ambrosia zu kommen. Ich hatte zwar keine Ahnung, was daraus werden sollte: auf der einen Seite die Nonne, Braut Christi, mit einem goldenen Ring am Finger – und auf der anderen Seite ein Klosterschüler, der ausgezogen war, um Pater zu werden, und ausziehen wollte, die Heidenkinder Afrikas zu taufen. (Die Weißen Väter hatten sich auf das schwarze Afrika spezialisiert.) Aber diese Fragen interessierten mich sehr wenig. Mich interessierte nur eines: Wie komme ich in ihre Nähe, daß ich ihre Augen sehe, die den Schleier durchdringen, ohne ihn zu zerstören?

Der Zufall kam mir zu Hilfe. Der Westdeutsche Rundfunk wollte einen Gottesdienst aus der Klosterkapelle übertragen. Das war für die Kreuzburg natürlich eine große Sache. Schon Wochen vorher – oder waren es gar Monate – begann man mit dem Einüben der Gesänge für die Rundfunkübertragung. Pater Graecosanctus übte mit dem Schülerchor Gregorianische Choräle ein. Bei jedem falschen Ton kniff er die Lippen zusammen oder besser gesagt die Mundpartien, wo andere Leute Lippen haben. Pater Graecosanctus hatte da nur Lippenstriche. Ob er die schon immer so gehabt hatte oder ob der Lippenchwund erst allmählich beim Einüben der Gregorianischen Choräle eingetreten war, weiß ich nicht. jedenfalls paßten diese verkniffenen Lippen überhaupt nicht zu den wundervoll gelösten, entspannten, zwischen Himmel und Erde frei schwebenden Gregorianischen Gesängen. Pater Graecosanctus übte mit Schwester Ambrosia und mir auch die Vorsängerpartien ein, zu denen eine Orgelbegleitung gehörte, die also nicht zur Gregorianik zu zählen waren. Er selbst hatte zu seinem Kummer eine ziemlich heisere Stimme. Sonst hätte er es

sich gewiß nicht entgehen lassen, die Partien des Vorsängers für die Rundfunkübertragung selber zu übernehmen. So mußte er im Hintergrund bleiben, durfte aber hoffen, daß sein Name bei der An- und Absage im Rundfunk ›erklingen‹ würde: »... unter der Leitung von Pater Graecosanctus«.

Ich war natürlich auch mächtig stolz darauf, daß meine Stimme durch die Ätherwellen getragen werden sollte. Aber aufregender als die Rundfunksendung an sich fand ich die Tatsache, daß ich bei dieser Gelegenheit einen Wechselgesang mit Schwester Ambrosia zu vollführen hatte, der die Überschrift »Verkündigung« trug. Schwester Ambrosia hatte die Rolle der Maria im Kämmerlein zu spielen, bzw. zu singen, während ich den Part des Erzengels Gabriel zu übernehmen hatte, der die fromme Jungfrau in arge Verlegenheit bringen mußte. Engel: »Siehe, du wirst empfangen und einen Sohn gebären.« – Maria: »Wie wird das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?«

Schon Wochen vor dem Sendetermin war alles einstudiert, die schöne Zeit, in der ich Schwester Ambrosia mehrmals in der Woche direkt vor mir sitzen hatte, wobei ich sie als Einzigartige und Auserwählte besingen durfte, war also vorbei. Blieben wieder nur die Sonntagshochämter mit der langen, langen Sechstageswoche dazwischen. Aber ich hatte eine Idee: Einmal nach dem Hochamt fragte ich Schwester Ambrosia einfach, ob sie wohl gelegentlich Zeit hätte, die Vorsängerpartien für die Rundfunksendung mit mir nochmal zu üben; ich fühlte mich noch nicht sicher genug. Sie sah mich ganz komisch an, ein bißchen verwundert, ein bißchen erschrocken und sehr fragend, dabei war ich es doch, der eine Frage gestellt hatte. Sie räumte die Noten zusammen und sagte betont beiläufig: »Das läßt sich wohl machen, denke ich. Aber wann« – »Zwischen Abendessen und Nachtgebet?« – »Also gegen acht! Ja, dann kann ich

auch. Also dann morgen abend um acht!« – Jetzt war ich ein bißchen verwundert, daß sie gleich »morgen« sagte. Sie hätte ja auch Mittwoch oder Donnerstag vorschlagen können. Ich ging mit einem merkwürdigen Gefühl der Erleichterung und Beklemmung raus. Als ich mich vor der Tür noch einmal schnell umblickte, erwischte ich sie dabei, daß sie mir nachschaute oder vielmehr nachgeschaut hatte. Sie wandte sich natürlich sofort wieder den Noten zu und rasselte mit dem Schlüsselbund. Aber sie hatte mir nachgeschaut. Das war offensichtlich. Ich lief wieder in den Wald und sah die grünen Buchen in den blauen Himmel wachsen, genaugenommen war der Himmel grau an diesem Tage, aber ich sah dennoch die Bäume in den blauen Himmel wachsen und lehnte mich an einen mächtigen Stamm, war fromm wie der hl. Franziskus und sprach: Bruder Baum und Schwester Sonne und Schwester Ambrosia. Dabei legte ich den Kopf in den Nacken, als ob die Schwester Ambrosia irgendwo da oben bei der Sonne anzusiedeln sei. »Morgen abend!« Die Schulstunden am Montagmorgen waren endlos. Caesar befriedete mal wieder irgendeinen aufmüppigen Volksstamm, der die Segnungen der Herrschaft Roms nicht zu schätzen wußte. Dabei bewies er einmal mehr seine Großmut, indem er den Anführer der Aufständischen am Leben ließ und nur dessen Kinder als Geiseln und Unterpfand der Treue mitnahm. – Der Griechischlehrer begann wieder mit dem Spruch »Ho mä dareis anthropos u paideuetai – Der Mensch, der nicht geschunden wird, der wird auch nicht erzogen.« Dann wiederholte er sämtliche Konjugationsformen der Verben. Der Griechischlehrer war übrigens Pater Graecosanctus, der lippenlose, der uns auch die Gregorianischen Gesänge einbimste. Mit seinem verkniffenen Mund hätte er eigentlich besser zu den Heldentaten Caesars gepaßt und zu dem Gerede von Tugend, Mannhaftigkeit und

Tapferkeit der lateinischen Schriftsteller, die wir in der Schule kennenlernten.

Ein Lichtblick, die Deutschstunde bei Pater Gravissimus, der ohne Schuhe und Kutte 250 Pfund wog. Wenn der lachte, und das tat er gern, dann wippte sein Promonturium, wie er seinen Bauch liebevoll nannte, so sehr, daß der Gekreuzigte am umgehängten Rosenkranz jedesmal einen grotesken Veitstanz aufführte. Das herzhafteste Lachen von Pater Gravissimus ging allerdings oft unvermittelt in heftiges Husten über, und er kriegte dann manchmal keine Luft mehr. Die so gemütlich wirkende Erweiterung seines Bauchumfangs hatte eine sehr ungemütliche Nebenwirkung gehabt, nämlich eine beträchtliche Herzerweiterung, an der er dann ein paar Jahre später auch gestorben ist. –

An diesem Montagmorgen besprachen wir das Gedicht »Die Liebenden« von Bertolt Brecht. Ich mußte dabei immer an den Abend denken, an die Stunde zwischen Abendessen und Nachtgebet, in der ich mit Schwester Ambrosia zusammen sein würde, um Gesänge einzubüben, um mit ihr zusammen sein zu können. Einige Zeilen des Gedichtes machten großen Eindruck auf mich und schienen mir sehr gut für unsere Situation zu passen trotz der Überschrift, die ja nicht passen durfte:

»Daß so der Kranich mit der Wolke teile
Den schönen Himmel, den sie kurz befliegen
Daß also keines länger hier verweile
Und keines andres sehe als das Wiegen
Des andern in dem Wind, den beide spüren
Die jetzt im Fluge beieinander liegen.«

Leider brach Pater Gravissimus die Besprechung des Gedichts sehr bald ab. Er sagte, er habe sich wohl vergriffen in der Auswahl. Das Gedicht sei noch zu schwierig für uns. Das könnten wir noch nicht verstehen. Ich verstand

es auf meine Weise, und bis zum Abend ging mir die Stelle nicht mehr aus dem Sinn:

»... das Wiegen
Des andern in dem Wind, den beide spüren
Die jetzt im Fluge beieinander liegen.«

Die einfache Vorstellung »Beieinanderliegen« war ja im Hinblick auf die Gottesbraut schlechterdings verboten. Aber »Im Fluge beieinander liegen« – das war eine geradezu geniale Formel für das sublimen Miteinander zweier gleichgestimmter Seelen, die sich über die Erdschwere des Körperlichen erhoben hatten. Dies schien mir eine Rechtfertigungsformel zu sein für das Zusammensein von Ordensfrau und Klosterschüler. Fromme Gesänge würden wir gemeinsam einüben. Wenn das kein Seelenflug war!

Nach dem Abendessen ging ich sofort zum Hauptgebäude rüber – übrigens mit Erlaubnis des Superiors, der natürlich auch darauf aus war, daß die Rundfunkübertragung ein Ruhmesblatt für die Kreuzburg werden sollte. Ich ging also ganz legitim zu Schwester Ambrosia auf die Orgelempore. Die Tür war aufgeschlossen. Aber sie war noch nicht da. Ich knipste schon mal die Stehlampe auf dem Harmonium an und legte die Noten zurecht. Aber Schwester Ambrosia kam immer noch nicht. Ob sie den wahren Grund meines Übereifers kannte oder doch ahnte? In der Kapelle war eine seltsame Atmosphäre. Der Raum unten war nur ganz schwach beleuchtet. Das ewige Licht flackerte unruhig, obwohl kein Lufthauch zu spüren war. Es war niemand in der Kapelle. Ich würde mit Schwester Ambrosia ganz allein sein. Hier oben auf die Empore kam sowieso niemand. Die Tür war auch immer abgeschlossen. Nur Samstagsnachmittags nicht. Dann war hier oben Beichtgelegenheit für die Nonnen. In der Ecke stand ein Beichtstuhl.

Ich ging hin, schob den dicken lilanen Vorhang zur Seite, um einmal einen Beichtstuhl von innen anzuschauen und nicht als armer Sünder von außen durch das Absperrgitter. Dies wäre ein großartiges Versteck für Schwester Ambrosia und mich, dachte ich. Hier könnten wir ganz nahe beieinander sein, ohne fürchten zu müssen, entdeckt zu werden. Zur Empore hatte immerhin die Sakristeischwester noch einen Schlüssel, und außerdem natürlich Schwester Oberin und Pater Superior. Die hatten einen Passepartout für sämtliche Türen im Haus. Auf der Empore konnten wir also überrascht werden. Aber hier im Beichtstuhl würde niemand uns suchen. Der Gedanke, mit Schwester Ambrosia hinter diesem dicken lilanen Vorhang zu hocken, faszinierte mich immer mehr. Es würde ganz schön eng sein für uns zwei, zumal sie ja doch den umfangreichen Nonnenrock anhatte. Die Kräuseln und Falten würden dabei wohl ein bißchen gequetscht werden. Aber wozu eigentlich verstecken? Wir waren doch ganz legitim hier auf der Empore zusammen und konnten jedermann freimütig ins Auge sehen. Eigentlich schade, daß wir ganz legitim zusammenkommen durften. Wenn wir uns im Beichtstuhl verstecken mußten, an einem Ort, der nur für eine Person gedacht war, würden wir eng zusammenrücken müssen, und ich würde spüren können, was unter dem üppig gekräuselten und gefältelten Kleiderrock verborgen war, im Beichtstuhl, also an einem Ort, wo heimliche Sünden ins Ohr geflüstert wurden. Eine aufregende Vorstellung. Aber sie paßte nicht recht zu dem sublimen Höhenflug zweier gleichgesinnter Seelen, von dem ich noch am Morgen geträumt hatte bei dem Vers: »Die jetzt im Fluge beieinander liegen.«

Als Schwester Ambrosia kam, war die Beichtstuhlvorstellung wie weggeblasen. Sie kam mir zwar nicht unnahbar vor, aber doch irgendwie entrückt. An diesem Abend gab sie mir zum ersten Mal die Hand. Ich hatte sie vorher

noch nie berührt, abgesehen von winzigen Anstuppsern beim Noten-Zusammenlegen, die ich gezielt herbeigeführt hatte. Jetzt gab sie mir richtig die Hand, und ich erwartete, daß ein elektrischer Funke überspringen müsse. Aber ich spürte nichts dergleichen. Sie hatte mir auch nur kurz und beiläufig die Hand gegeben, ohne mich richtig anzusehen. Dann saß sie schon am Harmonium, schlug die Noten auf und spielte und gab mir das übliche Zeichen mit dem kurzen Augenaufschlag zum Einsatz. Und ich besang die Auserkorene und kündigte ihr wunderbare Dinge an: »Gegrüßet seist du, voll der Gnade, du bist gebenedeit unter den Weibern ... die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten.« – Und sie mit vibrierender Stimme: »Wie wird dies geschehen ...« – und »mir geschehe nach deinem Wort.« – Ich bemühte mich natürlich, schön zu singen, baute aber ein paar Fehler ein, um so eine weitere Übungsstunde unumgänglich zu machen. Jedesmal wenn ich einen Fehler machte, huschte ein spitzbübisches Lächeln über Schwester Ambrosias Gesicht. Sie merkte wohl, worauf das hinauslaufen sollte, spielte aber mit. Zum Schluß verabredeten wir einen neuen Übungstermin »übermorgen um acht«. Ich gab ihr die Hand. Dabei sah sie mich an, daß es mir durch und durch ging, und ich erfuhr, daß man sich mit den Augen viel intensiver berühren kann als mit den Händen. Sie strich mir mit der Hand ganz leicht übers Haar und sagte: »Du mußt achtgeben, daß du auf dem rechten Weg bleibst.« Dann wandte sie sich ruckartig ab, schob die gezogenen Register des Harmoniums zurück, schloß ab und packte Notenbücher hin und her. Ich ging wie betäubt zum Nachtgebet, ohne mich an der Tür umzusehen.

Hinterher konnte ich lange nicht einschlafen. Auch in der Zelle von Schwester Ambrosia brannte lange Licht, und zwar nicht die Deckenleuchte, sondern das kleine Licht, die Nachttischlampe. Sie lag also vermutlich im

Bett. Die hatte es gut. Die konnte einfach ihre Lampe anschalten und lesen, wenn sie nicht schlafen konnte. Mir war das nicht möglich, da noch elf andere Schüler im selben Schlafsaal – sprich Hühnerstall – untergebracht waren und natürlich nicht gestört werden durften. Außerdem hatten wir weder Nachttischschränken noch Nachttischlampen. Man hätte höchstens eine Taschenlampe nehmen können. Aber damit hätte man unter die Decke kriechen müssen, denn es war verboten, noch einmal Licht zu machen, wenn der aufsichtführende Pater es gelöscht hatte. Deshalb blieb mir nichts anderes übrig, als zu grübeln und durchs Fenster zu schauen.

Es war eine sternklare Nacht. Der Mond hing wie ein riesiger Sommerapfel im krausen Geäst einer alten Eiche, die zur Hälfte abgestorben war. Der Abendstern schwebte direkt über dem Kreuz auf dem Kapellendach. Aber mehr als Mond und Abendstern zog mich die kleine Lampe in Schwester Ambrosias Zelle an. Woran mochte sie denken? Was hatte sie gemeint mit dem Satz: »Du mußt achtgeben, daß du auf dem rechten Wege bleibst«? War es schon ein Abweichen vom rechten Wege, wenn der Klosterschüler die Gelegenheit suchte, der Gottesbraut nahe zu sein? Aber dann hätte sie ja die zusätzlichen Übungsstunden schlicht ablehnen können oder sagen können, sie habe keine Zeit. Das hatte sie aber nicht getan. Sie mußte also was anderes gemeint haben. Ahnte sie etwas von meinem verrückten Wunschtraum, mit ihr zusammen in dem engen Beichtstuhl zu hocken? Wäre das ein Abweichen vom rechten Wege? Natürlich wäre es das. Aber hatte sie das gemeint? Und wenn sie das gemeint hatte, wie war sie dann darauf gekommen? Sie konnte doch vermutlich nicht Gedanken lesen. Hatte sie also selber so etwas im Sinn oder doch im Sinn gehabt? Aber dann hätte sie sagen müssen »Wir müssen achtgeben« statt »Du mußt achtgeben«. Wollte

sie das vielleicht nur nicht zugeben vor mir und vielleicht auch vor sich selber nicht? Und was bedeutete das »Du«? So jung war ich mit meinen 17 Jahren nun auch nicht mehr, daß man mich so selbstverständlich duzen konnte. War es ein vertrauliches Zeichen, ein Zeichen dafür, daß wir uns nahestanden? – Als drüben das Licht in Schwester Ambrosias Zelle ausging, war ich mit meinen Fragen immer noch nicht zu Rande gekommen. Und ob ich mich nun auf die linke oder auf die rechte Seite legte, um endlich einzuschlafen, immer hörte ich unter mir das leise Knistern im Strohsack.

Am Sonntag nach dem Hochamt sagte ich zu Schwester Ambrosia, ich müsse ihr unbedingt etwas beichten, aber ich brächte das nur fertig, wenn sie sich tatsächlich in den Beichtstuhl setze. Sie sah mich wieder sehr komisch an, verblüfft, fragend, zögernd. Ich sagte, es sei sehr wichtig. Und da sagte sie: »Morgen abend zwischen Abendessen und Nachtgebet müssen wir nochmal üben.« Klar, sie wollte nicht nein sagen, sie wollte sich aber auch noch ein Hintertürchen offen lassen. Am nächsten Tag ging ich nach dem Abendessen auf die Orgelempore. Die Tür war aufgeschlossen, aber es war niemand zu sehen. Die Stehlampe auf dem Harmonium war eingeschaltet, das Harmonium aufgeklappt, die Noten aufgeschlagen. Aber Schwester Ambrosia saß nicht am Harmonium, sondern im Beichtstuhl. Ich konnte sie aber nicht sehen. Sie hatte den dicken lilanen Vorhang zugezogen. Einen Augenblick lang war ich in Versuchung, den Vorhang zurückzuschlagen und mich zu ihr in den kleinen Beichtstuhl zu zwängen. Aber dann siegte der Klosterschüler in mir, und ich trat seitlich an den Beichtstuhl heran und kniete wie zu einer richtigen Beichte vor dem Gitter nieder. Schwester Ambrosia saß da wie ein richtiger Beichtvater, nur daß sie die Stola nicht umgelegt hatte. Sie hielt den Kopf leicht nach vorn geneigt. Ihre Gesichtszüge konnte ich in dem Dämmer

des Beichtstuhls nicht erkennen, ich hätte gar zu gern gewußt, was sie erwartete, was sie dachte, warum ich sie in diese seltsame Situation gebracht haben könnte. Aber ich sah nur das Profil des Gesichts, und daraus konnte ich nichts entnehmen. Wie ein richtiger Beichtvater neigte sie den Kopf zur Seite dem Gitter zu, ohne mich anzusehen, und wartete. Ich begann mit dem Anfang des Wechselgesangs »Gegrüßet seist du«, weil sie doch gesagt hatte, wir müßten nochmal üben. Aber ich sang nicht, sondern flüsterte, wie das im Beichtstuhl üblich war. Sie reagierte nicht. Ihr Gesicht war ganz nahe vor mir. Aber Holzgitter und Cellophanpapier waren dazwischen. Dann flüsterte ich meine Beichte. –

Schwester Ambrosia saß steif wie eine Statue hinter dem Gitter und sagte lange Zeit nichts. Ich wartete. Aus der Profillinie ihres Gesichtes war nicht viel zu entnehmen. Aber ich hatte den Eindruck, daß sich die Lippen immer weiter nach vorne schoben, bis das Gesicht plötzlich den Ausdruck trotziger Entschlossenheit bekam. Dann sagte sie: »Wir müssen uns irgendwo treffen, wo wir richtig miteinander reden können und wo uns keiner stören kann. Komm morgen nach dem Abendessen in den Totenkeller. Ich werde die Gartentür aufschließen.« Ohne meine Reaktion abzuwarten stand sie auf, ging zum Harmonium und intonierte unseren Wechselgesang vom Götterboten Gabriel und von der Jungfrau im Kämmerlein.

Die Idee, den Totenkeller als Treffpunkt auszuwählen, hielt ich zuerst für verrückt. Aber es war eine gute Idee, denn der Totenkeller war so ungefähr der einzige Ort im ganzen Klostergebäude, wo man sich vor dem überraschenden Auftauchen von Nonnen oder Krankenschwestern, von Patres oder Klosterschülern sicher fühlen konnte. Allerdings unter der Voraussetzung, daß gerade kein Toter im Totenkeller war und daß auch keiner von den Patienten gerade im Sterben lag. Aber Schwester

Ambrosia wußte als rechte Hand der Oberin über alles Bescheid. Sie wußte also auch, wann man sich im Totenkeller sicher fühlen konnte. In der Nacht zum Montag schlief ich noch weniger als sonst schon. Auch in der Schule am Montagmorgen schlief ich nicht, obwohl alles, was da geredet wurde, nur von ganz weither an mein Ohr drang. Ich mußte ständig an den Abend und an das vereinbarte Treffen im Totenkeller denken. Die Sache kam mir unheimlich vor. Nicht wegen des Totenkellers. Der ungewöhnliche Treffpunkt machte die Sache nur interessanter. Aber ich hatte offen gestanden ein bißchen Angst, weil ich die vorgeschobenen Lippen, den trotzig entschlossenen Gesichtsausdruck, den Schwester Ambrosia im Beichtstuhl plötzlich bekommen hatte, bevor sie das Treffen im Totenkeller vorschlug, nicht zu deuten wußte. Nach dem Abendessen kletterte ich durch das Toilettenfenster in den Gemüsegarten und gelangte von dort durch eine sonst immer verschlossene Nebentür in den Kellergang des Nordflügels. Hier war es ganz dunkel. Wo die Kellergänge sich kreuzten, brannte eine schwache Lampe. Aber das war weit weg. Ich tastete mich zum Eingang des Totenkellers. Die angerostete Metalltür ließ sich geräuschlos öffnen. Ich hatte Quietschen oder Knarren erwartet. Ich trat vorsichtig ein. Hier war es nicht völlig dunkel, da noch ein bißchen Licht durch die Fensterschächte eindrang, obwohl es draußen dunkel zu werden begann. Ich sah mich unsicher im Raum um. Von Schwester Ambrosia war nichts zu sehen. Dabei mußte sie doch die beiden Türen aufgeschlossen haben. Der Keller war fast leer. Nur in der einen Ecke stand ein Sarg. Offenbar in Reserve. Um mich zu vergewissern, daß er leer war, ging ich hin und hob den Deckel ein wenig an. Ich erblickte schwarze Schuhe, blank geputzt, Schwesternschuhe. Vor Schreck ließ ich den Deckel wieder zufallen, wußte aber sofort, daß Schwester Ambrosia in dem Sarg lag.

Ich hob den Deckel ab und sagte: »Das ist ein schlechter Scherz.« »Meinst du?« sagte sie und lächelte eigenartig, ohne mich anzusehen. Dann breitete sie die Arme aus und rief wie eine Kindergärtnerin »Wer kommt in meine Arme!« – »Die ist verrückt geworden«, dachte ich und beugte mich über sie, um ihr in dem Dämmerdunkel richtig ins Gesicht sehen zu können. Da schlang sie ihre Arme um meinen Hals und zog mich zu sich runter in den Sarg.

Als ich am nächsten Sonntag auf die Orgelempore kam, saß am Harmonium eine andere Schwester. Schwester Ambrosia sei versetzt worden, hieß es. Bald darauf bin auch ich dann von der Kreuzburg weggegangen. Ich wollte nicht mehr nach Afrika. Und ich wollte niemanden mehr bekehren. Ich fuhr nach Hause.

Auch in Verloh hatte sich einiges geändert. Die gewundene Appelbaumchausee war in der Zwischenzeit begradigt worden. Die Apfelbäume hatte man beseitigt. Ein einziger war übrig geblieben, da wo früher die Straße in einer scharfen Kurve um den alten Spieker herumführte. Der Spieker war ins Bauernhausmuseum nach Detmold gekommen. Der Apfelbaum stand jetzt weit neben der neuen Fahrbahn verloren auf freiem Felde.

Papa und Mama standen vor der Haustür, als ich mit meinem Sperrholzkoffer heimkam. Es war natürlich eine große Enttäuschung für sie, daß ich nun nicht mehr Pater oder Pastor werden wollte, denn nur dazu hatten sie mich zur Schule gehen lassen. Jetzt war das vom Munde abgesparte Geld zum Fenster rausgeschmissen, und ich hatte zudem kostbare Zeit vergeudet. Ich hätte ja sonst inzwischen lernen können, Häuser zu bauen oder Tische und Stühle zu machen oder Brot zu backen. Mit Griechisch- und Lateinbrocken war in Verloh nichts anzufangen. Das war mir klar, und ich wußte nicht, was nun werden sollte.

Als ich vor Papa stand, konnte ich ihm nicht in die Augen schauen. Auch er sah an mir vorbei. Mit Verwunderung stellte ich fest, daß ich genauso groß war wie er.

Aus: *Riete – Risse*

Riete in't Möierwiark

En Hous häw ik bogget.
De Teiknung was gout,
un de Müarkers sächen »Maket wi«
un setten Stäin up Stäin.
Un de Klang von de Kellen
was wi Sääßendengeln in de Summerteit.
Schön häff dat klungen,
un gout saoh dat out,
äs et färrig was,
fast un stabil saoh dat out
van bouten.

Äs ik intaogen was,
haor ik en Knietern in de Wänne,
nachts wenn de Kinner schläipen,
un ik saoh Riete int Möierwiark wassen,
wenn de Kinner schläipen.

Fast un stabil
söiht dat immer na out
van bouten.

Risse im Mauerwerk

Ein Haus hab ich gebaut.
Die Zeichnung war gut,
und die Maurer sagten »Machen wir«
und setzten Stein auf Stein.
Und der Klang der Kellen
war wie Sensendengeln in der Sommerzeit.
Schön hat das geklungen,
und gut sah das aus,
als es fertig war,
fest und stabil sah das aus
von außen.

Als ich eingezogen war,
hörte ich ein Knistern in den Wänden,
nachts wenn die Kinder schliefen,
und ich sah Risse im Mauerwerk wachsen,
wenn die Kinder schliefen.

Fest und stabil
sieht das immer noch aus
von außen.

Unner de Döiar

Däip is wiar dat Hiemelsblau
un saftig frisch dat Weischengröin
un raut is dat Raue
von Rausen un Maohn.
Aolles is weiarkumen
wi lestet Jaohr
un vörlestet Jaohr.
Worümme bloß
stäihst du immer na
unner de Döiar un töffs?

In der Tür

Tief ist wieder das Himmelsblau
und saftig frisch das Wiesengrün
und rot ist die Röte
von Rosen und Mohn.
Alles ist wiedergekommen
wie letztes Jahr
und vorletztes Jahr.
Warum nur
stehst du immer noch
in der Tür und wartest?

He is dr nich mä

Stäin up Stäin häf he settet
met äigene Hand
un de Fensters graut maket
na de Sunnenseite
un Goldlack saiet
in'n Goarn.
Heiar was ik tohous. –
He is dr nich mä.
Un wenn de Aohmt herankrüppt
out den Dannenbusche,
gaoh ik härin
un wäit,
ik sin nians mä tohous.

Er ist nicht mehr da

Stein auf Stein hat er gesetzt
mit eigener Hand
und die Fenster groß gemacht
nach der Sonnenseite
und Goldlack gesät
im Garten.
Hier war ich zuhause. –
Er ist nicht mehr da.
Und wenn der Abend herankriecht
aus dem Tannenwald,
geh ich hinein
und weiß,
ich bin nirgends mehr zuhause.

Späigelbiel

Vomuorn bi'n Rasäiern
saoh ik up äinmaoll
dat Gesichte von min'n Vader,
äs he dat leste Hous bogge
un bi'n Döisterwerden
de Kelle out de Hand lägg
un sägg:
Et wätt mi souer
in lester Teit. –
Dao wuß he na nich,
dat dao wat ant Wassen was,
dat em langsam voschmachten läit,
em, de siliawe so gärne giaten
un Baime outrieten ha. –

Ik mott mi wull
en niggen Späigel kaupen.
De aule is blind woarden
in lester Teit.

Spiegelbild

Heute morgen beim Rasieren
sah ich auf einmal
das Gesicht meines Vaters,
als er das letzte Haus baute
und beim Dunkelwerden
die Kelle aus der Hand legte
und sagte:
Es wird mir sauer
in letzter Zeit. –
Da wußte er noch nicht,
daß da etwas am Wachsen war
das ihn langsam verhungern ließ,
ihn, der sein Lebtage so gerne gegessen
und Bäume ausgerissen hatte. –
Ich muß mir wohl
einen neuen Spiegel kaufen.
Der alte ist blind geworden
in letzter Zeit.

Midlife

He ging dör de Straotens
un saoh sick nich äinmaoll ümme
na en Fraumensch.
Komisch, dach he,
fröiher kaimen mi doch
immer genoug inne möite,
de ik wull
leihen mocht he.
Schade, sägg he,
dat richtig schöne Fraulöie
immer sältener wärd.
Et is nich mä to üawersäihen:
Et gäiht birgaff met de Welt.

Midlife

Er ging durch die Straßen
und sah sich nicht einmal um
nach einer Frau.
Komisch, dachte er,
früher kamen mir doch
immer genug entgegen,
die ich wohl
hätte leiden mögen.
Schade, sagte er,
daß richtig schöne Frauen
immer seltener werden.
Es ist nicht mehr zu übersehen:
Es geht bergab mit der Welt.

Nich klagen

He vosüppet dat Geld
un läött de Kinner schmachten,
un wenn ik met em schenne,
schläit he mi met'n Stock,
s ägg de Schwaigerdochter
un ha ganz raue Augen.
Dao sägg de Oma:
Solange he sonndags
na inne Kiarken gäiht,
willt wi nich klagen.

Nicht klagen

Er versäuft das Geld
und läßt die Kinder hungern,
und wenn ich mit ihm schimpfe,
schlägt er mich mit einem Stock,
sagte die Schwiegertochter
und hatte ganz rote Augen.
Da sprach die Oma:
Solange er sonntags
noch in die Kirche geht,
wollen wir nicht klagen.

Terzette

De Aobend was warm,
de Nachtigall sang,
de Iakstern häf ähr dat Nest outräubert.

De Baum was gout wußen,
de Draossel ha ähr Nest daoinne,
de Sturm schmait em ümme.

De Roggen stäiht stäörig,
de Bouer is tofrähn,
Roggenbloumen faihlt em nich.

De Dage wärd länger,
de Sunne schinnt schön warme,
Hout-Krieft nimmt tou.

November-Aobend lang un döister.
He ha nix von sick haiern laoten.
Se sticket sick en Kerzen an.

De Hiemel was blau,
de Rausen blöihen.
De Breif ha en schwatten Rand.

De Maond stund ächtern Fensterkröiße.
Se lustere na em rüawer.
He ha uphaott Aohm to halen.

He ha sin Hous frisch indecken laoten
un de Fensters grötter maket up de Sunnenseite.
Dao dröigen se em rout met de Föite vorout.

Se was aoll lange aolläine.
Dat Telefon klinge:
Et ha sick enner vowählt.

Se wäörn outnäine gaohn.
He kamm trügge met Rausen.
Se fand kenne päössige Vase mä.

Se schreif em lange Breiwe.
He ahfere nich.
Doch äines Dages stund he vo de Döier.

Se wull wäglaupe in Daudesnaut
un kamm nich von de Stelle.
Dao klinge de Wecker.

Terzette

Der Abend war warm,
die Nachtigall sang,
die Elster hat ihr das Nest ausgeräubert.

Der Baum war gut gewachsen,
die Drossel hatte ihr Nest darin,
der Sturm warf ihn um.

Der Roggen steht gut,
der Bauer ist zufrieden,
Kornblumen fehlen ihm nicht.

Die Tage werden länger,
die Sonne scheint schön warm,
Haut-Krebs nimmt zu.

November-Abend lang und düster.
Er hatte nichts von sich hören lassen.
Sie steckt sich eine Kerze an.

Der Himmel war blau,
die Rosen blühten.
Der Brief hatte einen schwarzen Rand.

Der Mond stand hinterm Fensterkreuz.
Sie lauschte nach ihm rüber.
Er hatte aufgehört Atem zu holen.

Er hatte sein Haus frisch eindecken lassen
und die Fenster größer gemacht auf der Sonnenseite.
Da trugen sie ihn hinaus mit den Füßen voraus.

Sie war schon lange allein.
Das Telefon klingelte:
Es hatte sich einer verwählt.

Sie waren auseinander gegangen.
Er kam zurück mit Rosen.
Sie fand keine passende Vase mehr.

Sie schrieb ihm lange Briefe.
Er antwortete nicht.
Doch eines Tages stand er vor der Tür.

Sie wollte weglaufen in Todesnot
und kam nicht von der Stelle.
Da klingelte der Wecker.

Der lange Atem des Vaters

Das buntgeblümte Bett hob und senkte sich in gleichbleibendem Rhythmus. Beim langsam-tiefen Einatmen entfaltete sich die bläuliche Rose über seiner Brust in schöner Rundung, um bei dem gleich folgenden Luftausstoß sofort wieder zusammenzufallen. Seit Tagen ging das nun schon so. Und seit gestern machte er die Augen nicht mehr auf. Am Spätnachmittag hatte der Atem mehrfach ausgesetzt, und die Nonne hatte die Kerze angesteckt und mit den Sterbegebeten begonnen. Aber jedesmal war mit brutaler Naturgewalt unter schaurigem Röcheln der alte Rhythmus wieder in Gang gesetzt worden. Sein Atem ging nun zwar schon seit Stunden wieder ziemlich regelmäßig, aber keiner von den Söhnen und Töchtern verließ die Kammer. Sie wußten, daß er sie nicht zum Narren hielt. Nie in seinem langen Leben hatte Vater krankgespielt. Und wenn er nun die Augen nicht mehr öffnete, wußten alle, wie weit es mit ihm gekommen war. Sie standen um das Bett herum und beteten den schmerzhaften Rosenkranz: »Der für uns im Garten Blut geschwitzt hat.« Die auf alles gefaßten Augen ringsum blieben müde-angespannt auf das langsam sich dehnende Aufblühen seiner Brust gerichtet und auf den immer wieder rasch folgenden Absturz der blauen Rose.

Die Geschwister standen im Halbkreis eng um das Bett herum. Nur Hannes Roggenkämper, gut zwei Schritte hinter den anderen am Kleiderschrank lehrend, hielt größeren Abstand. Aber wie alle anderen blickte er unverwandt auf die Brust des schwer Atmenden. Dieser Atemrhythmus des sterbenden Vaters war ihm seltsam vertraut. Das angestrengte Aufpumpen des Brustkorbs

und der fast erleichterte Stoßseufzer nach getanenen Arbeitsschritten, tausendmal am Tag, er kannte das seit Kindertagen:

Breitbeinig stand Papa in der Wiese, holte von rechts weit aus und trieb die Sense mit einem kraftvollen Schwung nach links rüber und wieder zurück, langsames Ausholen und stoßartiges Dreinfahren in unaufhörlichem Wechsel. Der Junge mußte das geschnittene Gras mit der Heugabel auseinanderwerfen. Es roch gut so taufrisch morgens um vier. Wenn die Sonne noch nicht über den Teutoburger Wald guckte und wenn unter den Wallhecken noch die Nebeltiere herumschlichen, dann war es aufregend schön in der Wiese. Jedenfalls für den Jungen. Für Papa war es sicher kein Vergnügen, in aller Herrgottsfrühe aufzustehen und zu arbeiten. Er machte es jeden Tag. Der Junge war stolz darauf, daß er zum Grasmähen mitmußte. Gar so klein war er nun also doch nicht mehr. Er zählte jetzt nicht mehr zu denen, die sonntags nach dem Hochamt für nichts und wieder nichts Klümpkes bekamen. Er gehörte schon irgendwie zu den Großen, denen nichts geschenkt wurde und deren Atem schwer ging bei ihrem Tagewerk. Gras auseinanderwerfen, daß die Sonne die einzelnen Halme packen konnte, das war richtige Arbeit. Das mußte jeder zugeben. Papa aber sagte nichts. Beim Wetzen der Sense warf er kurz einen Blick auf das sorgfältig auseinandergeworfene Gras. »Kumm mi nich to naigel!« sagte er nur, steckte den Wetzstein ein, holte tief Luft und stieß sie mit dem Sensenschwung keuchend wieder aus.

»Der für uns ist geißelt worden«, betete die Nonne mit fester Stimme. Und der Chor der Umstehenden antwortete mit dumpfem Murmeln: »Heilige Maria, Mutter Gottes ... jetzt und in der Stunde unseres Todes.« Aus dem saftigen Gras voller Grillenzirpen wurde in zwei, drei Tagen graues dürres Heu. Aber auch das Heu roch gut, und an die Stelle des Grillengesangs trat ein

leises, aber deutlich wahrnehmbares Knistern, das voller Geheimnisse war. In der Mittagspause schob der Junge sich einen Armvoll Heu als Ruhekissen unter den Kopf. Papa lag dann unter der breiten Buche und schnarchte. Auch im Schlaf pumpte er sich mühsam auf, um immer wieder jäh zusammenzusacken. Am Rande der nächsten Wiese lag Nachbars Grete, und unter halbgeschlossenen Lidern sah der Junge in der flimmernden Luft über den grauen Heuflächen einen unwirklich bunten Tanz von Beinen und Armen und Brüsten unter wehenden Haarschleiern. Das Heu im Nacken knisterte wundervoll, aber unüberhörbar blieb Papas schwerer Atem. Und sehr bald schon fügte sich der wilde Rhythmus des flirrenden Tanzes über der Wiese dem schweren Atemgang des Vaters, um schließlich ganz zu verebben. Papa öffnete nach kurzem Schlaf die Augen, stand sofort auf, sah den Jungen an, durchdringend wie das lidlose Dreiecks-Auge über dem Hochaltar in der Kirche, und sagte knapp: »Teit to'n Ümmeschlaon.«

Das Herz mit G, das der Junge im Abenddämmer in die Rinde der Buche schnitt, fand er nach vielen Jahren wieder als unschön vernarbtes Wundmal. Das G war kaum noch zu entziffern.

»Der für uns ist mit Dornen gekrönt worden«, betete gelassen die Nonne. »Heilige Maria, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes.« Ein starkes Röcheln des Sterbenden ließ den Gebetsstrom der Nonne kurz stocken. Mit unveränderter Stimme setzte sie bald darauf den endlosen Rosenkranz fort: »Der für uns das schwere Kreuz getragen hat.« Die Äpfel auf dem Schrank rochen gut. Roter Boskop, den kräftig sauer-süßen hatte er immer gern gegessen. Auch zuletzt noch, als er schon nichts anderes mehr runterkriegen konnte, das gekaut werden mußte. Er hatte dann nur noch trinken wollen, immer nur trinken, wie ein kleines Kind. Und seine Kinder mußten ihn schließlich auch in Windeln legen, wie

ein kleines Kind. Sein Atem aber blieb der Atem des Vaters. Das Röcheln und Keuchen hatte nichts Schwaches und Hilfloses an sich, eher etwas Eigensinnig-Herrisches. Wie magisch fixiert hingen aller Augen an dem blaugeblühten Bett, das sich über seinem Brustkorb hob und senkte, und an seinem halbgeöffneten Mund, der sich nicht bewegte.

»Kumm mi nich to naigel! – Gaoh mi out den Wäg! – Mak, dat du wätkümmst!« – Oder als Reaktion auf gutgemeinte Vorschläge, wie er sich das Leben ein wenig leichter machen könne: »Häw ick di ümme Raot fraoget?« – Solche Sätze hatte Roggenkämper noch im Ohr, als hätte der Sterbende sie erst gestern gesagt. Und später dann: »Wenn du ähr en Keind maket häss, dann heraotes du se auk! Süss broukes du mi nich mä int Hous to kumen!« – Das sagte der Vater dem Sohn, von dem er wissen mußte, daß er den alten Kotten mit den windschiefen Apfelbäumen am glucksenden Bach sehr liebte und hin und wieder als Stätte der Zuflucht brauchte, wenn ihm die übrige Welt zu fremd geworden war. Ruhig und fast leise sprach der Vater solche Sätze, aber mit so unbedingter Bestimmtheit, daß jetzt noch sein Todesröcheln als stark und herrisch auf den Sohn wirkte. Manches hatte er sich sagen lassen in der stillen Hoffnung, eines Tages den alten Kotten erben zu können. Aber beim Mähen stieß er die Spitze der Sense immer wieder in den Boden. Und beim Wetzen verletzte er sich die Finger. Der Vater schüttelte den Kopf und setzte den Bruder als Erben ein. Der hatte frühzeitig sogar das Sensen-Dengeln gelernt, was gewöhnlich nur die Alten richtig beherrschten.

»Der für uns ist gekreuziget worden«, betete die Nonne, die wie eine schwarze Statue neben der ruhig brennenden Kerze stand. »Heilige Maria ... jetzt und in der Stunde unseres Todes.« Bis zum neunten Ave-Maria hielt er noch durch. Dann senkte sich das Bett auf seiner

Brust tiefer als sonst und erhob sich nicht mehr und lag lastend als Blumenhügel auf seinem Brustkasten.

Als der Vater aufhörte zu atmen, blieb auch dem Sohn die Luft weg, so als ob er mit ihm zusammen an ein und demselben Atemgerät hinge, das nun einfach abgeschaltet war. Todesstarre befiel das Halbrund der Rosenkranzbeter in der Sterbekammer. Erst als die jüngste Schwester laut aufweinte, konnte auch Roggenkämper die Erstarrung überwinden, konnte die Arme heben und zugleich atmen, tief einatmen die Luft der Totenkammer, die Luft, die der Vater schon geatmet hatte. Er wandte sich ab. Vom Schrank herab dufteten die Äpfel wie vordem. Darüber wunderte er sich ein wenig und stellte mit Erstaunen fest, daß es ihm möglich war, dem Sterbezimmer einfach so den Rücken zu kehren, das Vaterhaus zu verlassen und hinauszugehen ins Freie. Ganz tief sog er die frische Luft ein, die vor ihm noch niemand geatmet hatte.

Die anderen blieben noch in der Totenkammer. Sie beteten nun den glorreichen Rosenkranz: »Der von den Toten auferstanden ist.« Roggenkämper hörte das gleichbleibend dumpfe Gemurmel noch eine Weile durch das geöffnete Fenster. Am Ufer des Baches blieb er stehen unter einem krüppeligen Apfelbaum. Stichlinge zuckten im klaren Wasser hierhin und dorthin. Sein Blick folgte dem gewundenen Lauf des stillen Baches bis hin zu den Dämmerchwaden des Horizonts. Das Land lag offen vor ihm. Er brauchte nur hineinzugehen. Der alte Aufhocker saß ihm nicht mehr im Nacken. Fast fünfzig Jahre hatte er alt werden müssen, um ihn endlich loszuwerden. Wenn er aus seinem Leben noch etwas machen wollte, dann wurde es nun wirklich Zeit. Das auf Druck des Vaters verfrüht gegebene Jawort vor dem Traualtar mit den entsprechenden Folgen – Frau auf dem Buckel und Kinder am Hals – hatte zu

mancherlei Verspätungen und verpaßten Chancen geführt, beim Hausbau, im Beruf, im Leben. Das galt es nun aufzuholen. Er wollte es den Leuten schon noch zeigen, was alles in ihm steckte. Sein Blick richtete sich entschlossen auf den Dunststreifen in der Ferne, wo Erde in Himmel überging.

Nachwort

Norbert Johannimloh wurde am 21. Januar 1930 in Verl im Kreis Gütersloh als eines von zehn Kindern eines Maurers geboren, der nebenbei eine kleine Landwirtschaft betrieb. Sein früher Berufswunsch war der eines Pastors, später der eines Afrika-Missionars. Nach einem Studium an der Universität Münster wurde er Lehrer in den Fächern Deutsch, Latein und Kunst am münster-schen Schlaun-Gymnasium, Anfang der siebziger Jahre Dozent an der Pädagogischen Hochschule, wo er Lehrveranstaltungen zur niederdeutschen Literatur abhielt. Diese Tätigkeit setzte er bis zur Pensionierung fort.¹ 1963 erschien der Gedichtband *En Handvöll Rügen*. Ein Zeichen des unmittelbaren Erfolges der Gedichte war die Verleihung des Klaus-Groth-Preises desselben Jahres an den Autor. Eine reimlose niederdeutsche Lyrik war zu dieser Zeit eine Besonderheit, wie Reinhard Goltz hervorhebt.² Bei häufig freien Rhythmen wechseln sich gereimte und reimlos strukturierte Gedichte in dem Band ab. In einem der bekanntesten Gedichte des Bandes, *Upm Müllhaupen* (siehe Seite 8 dieses Bandes), beschreibt Johannimloh ein Durcheinander körperhafter und körperloser (»Kinnerdraime«), alter und neuer Gegenstände, bei denen einander auch als hoch und niedrig geachtete Gegenstände (»Kuok- und Wiggewaterpott«) begegnen. Ein Kind wärmt den Herrgott eines Kruzifixes, der die (Dornen-)Krone verloren hat. Die Zeichnung eines vielschichtigen Bildes der Zivilisationskritik

¹ Johannimloh, Norbert: *Aus Leben und Werk*. In: *Regenbogen über der Appelbaumchaussee*. Frankfurt a. M.: Haffmans 2006, S. 503.

² Goltz, Reinhard: *Der Dichter hält die Aussage unter Schleiern verborgen. Anmerkungen zum Umgang mit den Gedichten Norbert Johannimlohs*. In: *Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch* 26 (2010). S. 7-26, hier S. 10.

mündet in einen versöhnlichen Schluss. So trifft die literarische Moderne in den Gedichten Johannimlohs auf traditionelle Elemente deutscher Lyrik wie Naturmystik und vereinzelt Szenen des heimatlichen Friedens (*Aohms in Stalle*, S. 20 dieses Bandes). Goltz kritisiert die mangelnde literaturwissenschaftliche Rezeption des Autors, die »in aller Deutlichkeit den Zustand der niederdeutschen Philologie« dokumentiere.³ In einem anderen Aufsatz konstatiert Goltz, dass unter den westfälischen Mundartlyrikern Johannimloh »am nachhaltigsten [...] nach Norden gewirkt« habe.⁴

Das lyrische Werk Johannimlohs fand seine Fortsetzung in dem hochdeutschen Band *Wir haben seit langem abnehmenden Mond* aus dem Jahr 1969. Allegorische Naturbilder und Gedanken an das fortschreitende Lebensalter sowie Erinnerungen an die Vergangenheit, so auch an den Vater, wie im Gedicht *Zuhause* (S. 39 dieses Bandes), prägen diese Gedichte. Jürgen Hein formulierte in einem Aufsatz: »Besonders in den Gedichten offenbart sich die Symbolik der Dinge, Gefühle und Handlungen, z. T. mit immanenter Kritik an verkrusteten Lebensformen, mit über die Realität hinausweisendem Deuten auf unvergängliche Sinnhorizonte.«⁵

Als Erzähler wurde Johannimloh mit dem Roman *Appelbaumchaussee – Geschichten vom Großundstarkwerden* bekannt. In episodenhaften Kapiteln schildert der Ich-Erzähler, der biographische Gemeinsamkeiten mit dem Autor aufweist, jedoch nicht mit diesem zu verwechseln

³ Goltz wie Anm. 2., S. 13.

⁴ Goltz, Reinhard: *De Münsteraner mögt ehr Münster. Anmerkungen eines Nicht-Westfalen zur aktuellen westfälischen Mundartlyrik*. In: *Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch* 10 (1994). S. 67–82, hier S. 78.

⁵ Hein, Jürgen: *Von Westfalen in die »Welt« – Der Erzähler Norbert Johannimloh*. In: *Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch* 26 (2010). S. 27–41, hier S. 27.

ist, Erfahrungen vom Unschuldsverlust, von der Begegnung mit Gewalt, Tod und Frustration sowie der langsamen Desillusionierung gegenüber dem Vater, der sich dem Kind als bisweilen schwacher Mensch, nicht als allmächtiger Herrscher entpuppt. Bei allen teilweise leidvollen Erfahrungen schwingt aber immer ein dezenter Humor mit, der aus der Kinderperspektive, aber auch aus einer lakonisch-trockenenen rückblickenden Erzählweise entsteht. Manche Motive lassen sich auch in den Gedichten des Autors wiederfinden. So wird im Kapitel *Muttmutt am Krummholz* (S. 57-65 in diesem Band) die erschreckende Erfahrung der Schlachtung eines Schweins, das der Erzähler als kleiner Junge lieb gewonnen habe, als blutige Begegnung mit dem Tode geschildert. In *Echte Borsten* (S. 41 in diesem Band) in *Wir haben seit langem abnehmenden Mond* wird die Erfahrung des Schweinschlachtens ebenfalls aufgerufen: In den Borsten der Zahnbürste erkennt der lyrische Sprecher die Schweineborsten im Moment der Reinigung nach der Tötung des Tieres.

Das Verhältnis zum Vater zieht sich als Thema durch mehrere Werke Johannimlohs. So beginnt auch sein Prosawerk *Roggenkämper macht Geschichten*, dessen Titel oberflächlich gesehen wie eine Anspielung auf die regionale Schwankliteratur anmutet, hinter dem sich aber ein durchaus ernstes Werk verbirgt, mit dem Kapitel *Der lange Atem des Vaters* (S. 132-137 in diesem Band), in dem dessen Sterben gemischt mit Erinnerungen an den früheren Umgang zwischen Vater und Sohn dargestellt wird. »Die nach dem Tod des Vaters vermeintlich gewonnene Freiheit erweist sich als eigener Befreiungs- und Leidensweg«, befindet Hein.⁶ Die »sechs Stationen«, in die sich der Roman laut Untertitel gliedert, was vom

⁶ Hein wie Anm. 5, S. 37.

Ausdruck her auf den Passionsweg zu verweisen scheint,⁷ werden auch zum Weg der Abnabelung von der Autorität des Vaters hin zu einem eigenen Leben.

Zur Mundartlyrik kehrt Johannimloh in *Riete* (1991) zurück. Der Titel scheint auf Siegfried Kessemeiers Lyrikband *gloipe inner dör* (1971) Bezug zu nehmen. In beiden Fällen nehmen die »Risse« Bezug auf Verunsicherung, Verlust von Sicherheit angesichts der Entwicklung der Welt – bei Mundartlyrik dadurch ein besonders relevantes Thema, dass sich diese Literatur aus der Festlegung auf das Landschaftlich-Heimatliche in affirmativer, idyllischer bis patriotischer Darstellungsweise erst einmal lösen musste. Der Verlust des Vaters wird auch hier, etwa in den Gedichten *He is dr nich mä* (S. 120 in diesem Band) oder *Späigelbiel* (S. 122), thematisiert. Die Erfahrung des eigenen Alterns tritt etwa in *Midlife* (S. 124 in diesem Band) hinzu.

In diesem Lesebuch konnten beträchtliche Bereiche von Norbert Johannimlohs Schaffen, so derjenige des Hörspiels sowie seine Literatur über Frauengestalten der münsterschen Täuferzeit (namentlich der dreiteilige Roman *Die zweite Judith*, 2000), aus Platzgründen leider keine Berücksichtigung finden. Es bleibt zu hoffen, dass der vorliegende Band dennoch einen nachhaltigen Eindruck vom Schaffen des Autors vermittelt und die Leserin oder den Leser an die vollständigen Werke, von denen hier Auszüge geboten werden, heranführen möge.

⁷ Vgl. Hein wie Anm. 5, S. 37.

Textnachweise

- En Handvöll Rügen. Plattdeutsche Gedichte mit hochdeutscher Übersetzung.* Emsdetten: Lechte 1963.
- Wir haben seit langem abnehmenden Mond. Gedichte.* Darmstadt: Blaschke 1969.
- En gouen Lährer.* In: *Kleine Bettlektüre för Lüde ut Westfaolen, de gärn plattdütsk küert.* Bern/München/Wien: Scherz o. J. [1980]. S. 113-121; hochdeutsche Fassung in: *Appelbaumchausee* (s.u.).
- Appelbaumchausee. Geschichten vom Großundstarkwerden.* Zürich: Haffmans 1983.
- Katinka un de Tuffelrankenrauk.* In: Friedrich W. Michelsen, Gerd Spiekermann (Hgg.): *Dat en Spoor blifft. Ulf Bichel zum 60. Geburtstag.* Göttingen: Davids Drucke 1985, S. 245-246.
- Riete – Risse. Platt- und hochdeutsche Gedichte.* Paderborn: Schöningh 1991.
- Roggenkämpfer macht Geschichten. Roman in sechs Stationen.* Zürich: Haffmans 1996.
- Regenbogen über der Appelbaumchausee. Ein Norbert-Johannimloh-Lesebuch.* Frankfurt: Gerd Haffmans bei Zweitausendeins 2006.
- Kläinkriegen.* In: Claudia Meyer (Hg.): *Bis zum Lorbeer versteig ich mich nicht. Festschrift für Jürgen Hein.* Münster: Ardey 2007, S. 431f.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland

(Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87).